

Reinhold Mikuteit

Meine Zeitreise

Eine Kurzfassung

Versuch einer Biographie

*Ich lebe mein Leben
in wachsenden Ringen,
die sich über die Dinge ziehn.
Ich werde den letzten
vielleicht nicht vollbringen:
aber versuchen will ich ihn.
Rainer Maria Rilke*

Ich habe lange um die Frage gerungen, ob ich eine Selbstbiographie verfassen soll, die zwangsläufig das Ich herausstellte und die Gefahr einer Selbstbeweihräucherung enthielte. Zudem würden dabei subjektive Wertungen von Vorgängen offenbar, die als Anmaßung empfunden werden könnten.

Vierfünftel dieses letzten Jahrhunderts des zweiten Jahrtausends habe ich bewusst erlebt und dabei die tiefsten Tiefen und größten Niederlagen des deutschen Volkes als Schicksal - wie die meisten meiner und der vorangegangenen Generation - auf mich nehmen müssen, um dann allerdings, von Glück und Gunst eben des gleichen Schicksals begleitet, einen erfolgreichen Lebensabschnitt zu erfahren.

Das unablässige Drängen der Kinder hat mich letztlich beflügelt, an das Werk zu gehen, wobei mir - insbesondere für die Zeit meines Soldatseins - authentische Quellen gestatteten, die Darstellung so objektiv wie möglich zu gestalten.

Ein Umstand hat mich geradezu in die Pflicht genommen, diesen Lebensbericht zu verfassen: Kinder und Enkel kennen nicht meine Heimat weit im Nordosten Europas; sie sind in eine neue Heimat hineingeboren. Meine Heimat gehört heute mehr und mehr zu einer fast mythischen Vergangenheit. Ich lebe nunmehr in meiner zweiten Heimat, die der Zahl der Jahre nach meinen Lebensweg viel, viel länger bestimmt hat. Und doch entstammen zahlreiche grundlegend prägende Eigenarten der ursprünglichen Heimat, und nur dieser Heimat. Deshalb sollte ich ihnen Eindrücke aus meiner alten Heimat vermitteln, damit sie wissen, woher Vater und Mutter, Opa und Oma, ihre Vorfahren kommen.

Ich beginne am 20. Juni 1998, meine Erinnerungen niederzuschreiben. Ich werde demnächst 78 Jahre alt.

Mein Geburtsort

Wer kennt schon Heydekrug? Eine beschauliche kleine Stadt, mehr noch ein langgestrecktes Straßendorf im „Memelland“, bis 1918 Bestandteil des Deutschen Reichs, danach unter dem Protektorat des Völkerbundes, von französischen Truppen besetzt, 1939 bis 1944 wieder deutsch, dann russisch und seit 1993 Teil des baltischen Staates Litauen, 40 km südlich von Memel (etwa auf dem Breitengrad von Kopenhagen) gelegen, mit damals ca. 5000 Einwohnern.

Heydekrug setzte sich aus mehreren Ortsteilen zusammen. Unser Haus an der Tilsiter Straße lag in Schibben. Am 17.07.1920 erblickte ich dort das Licht der Welt. Ich verlor früh meine Eltern (1924 meine Mutter, 1937 meinen Vater); dennoch wuchs ich mit zwei Schwestern, umsorgt und unter gesicherten Verhältnissen auf, besuchte Volksschule und Gymnasium, erreichte 1939 im Abitur eine sehr gute Note und wollte an der Universität Königsberg Mathematik und Physik zu studieren. Das herbe Schicksal wollte es ganz anders.

Krieg und wunderbare Bewahrung

Der Krieg zerstört alle Pläne

Wer hätte von uns jungen Leuten 1939 ahnen können, was ein von Hitler in Gang gesetzter Krieg bedeutet? Wer hatte je erahnt, dass als Folge des totalen Krieges die totale Niederlage, der Verlust der Heimat, Flucht und Vertreibung aus dem eigenen Land unerbittliche Konsequenzen werden würden?

Doch im Glücksgefühl des im August 1939 bestandenen Abiturs wurde zunächst gefeiert und nochmals gefeiert, bis wir alle Einladungen der achtzehn Abiturienten hinter uns hatten. Man spürte wohl eine unbestimmte Angst im Nacken, ein ungutes Gefühl, es könnte etwas Bedrohliches geschehen. Am 1. September 1939 tönte es aus allen Radios: Der Krieg gegen Polen hat begonnen; die Westernplatte vor Danzig wird beschossen, deutsche Truppen marschieren in Polen ein - und dies ohne Kriegserklärung.

Musterung und militärische Ausbildung

Es war nun sicher, dass wir „Jungs“ Soldat werden mussten. Und bald fand die Musterung statt, deren Ergebnis war, dass ich zur Infanterie, zu einer Nachrichteneinheit eingezogen werde. Die Frage nach der Offizierslaufbahn beantwortete ich immer wieder mit dem Hinweis, dass ich sobald wie möglich studieren wolle. Wir rechneten mit einem Krieg von kurzer Zeit.

Ich strebte jedoch eine andere Lösung an und meldete mich in Tilsit zur Luftwaffe. Wenige Tage später erhielt ich eine Einberufung zu einer Eignungsprüfung für die fliegerische Laufbahn. Ich dachte an eine Ausbildung als Beobachter oder Bordfunker. Aber - wie eigentlich in meinem gesamten Leben - war ein guter Geist bei mir und eröffnete mir eine größere Chance: ich kam zur Pilotenausbildung.

Es war schon seltsam, dass der prüfende Offizier nach Abschluss der schriftlichen Tests nach meinen besonderen Interessen fragte, worauf ich die Musik nannte. Offensichtlich war er auf der gleichen Wellenlänge. Ein Gespräch über Beethoven, Wagner und über den großen Dirigenten Wilhelm Furtwängler ersetzte quasi den Test. Das Ergebnis: ich wurde als einer der wenigen für die Ausbildung als Flugzeugführer zugelassen.

Fliegerische Ausbildung



Endlich Mitte November 1939 fing die Pilotenausbildung an. Zunächst viel Theorie über die physikalischen Eigenschaften des Fliegens, über Navigation, Motorenkunde, Wetterkunde, Sicherheitsvorschriften u.v.a.m. Es war dann Ende November, als ich die ersten Flüge mit dem zugeteilten Fluglehrer, einem Piloten namens *Loewe* aus Hannover, der auch in seinem zivilen Beruf Flugschüler ausbildete, machen durfte. Und schon am zweiten Tag stürzte eine Maschine mit

Die ersten Flugstunden auf einer „Stieglitz“

Fluglehrer und Flugschüler ab; bei einem zu niedrigen Landeanflug streifte sie einen Mast auf dem Dach einer Baracke: zwei Tote gleich zu Beginn der Ausbildung, die darauf für mehrere Tage ausgesetzt wurde, damit wir den Schock überwinden sollten. Doch dann ging es jeden Tag zehn- bis zwanzigmal in die „Kiste“ - meist eine Focke-Wulf 44 (sog. „Stieglitz“) oder auch eine Klemm 25 (fast ein Segler) - , für Platzrunden von fünf, höchstens zehn Minuten Dauer, wobei der Lehrer in der offenen zweisitzigen Maschine vorn saß. Dabei wurde dem Flugschüler vermittelt, dass das Fluggefühl - insbesondere bei der Landung - „im Arsch“ sitzt.

Höhenflug mit Folgen

Bei einem Höhenflug in einer offenen Maschine von etwa einer Stunde Dauer in 4000 m Höhe, bei ca. minus 40° Celsius, erfroren drei Finger der rechten Hand. Als ich meine gefütterten Handschuhe unter Schmerzen herunterzog, kam eine kalkweiße Hand hervor. Der Fluglehrer brachte mich schnellstens zum Truppenarzt in die Sanitätsstelle; dieser stellte schwere Erfrierungen fest, die zur Unterbrechung meiner fliegerischen Ausbildung von fast zwei Wochen führten. Einige Nägel lösten sich; aber allmählich begann die Heilung.

Die Erfrierungen hatten Folgen. Die Finger blieben dick und kälteempfindlich, die Fingernägel wachstumsgestört. Damit aber konnte man leben. Es musste jedenfalls nicht amputiert werden.

Kriegseinsätze

„Seelöwe“ – ein geplatztes Unternehmen

Neun Ausbildungsmonate waren vorüber. Das Datum wies auf Juli 1940. Manche meiner Kameraden fürchteten angesichts der Blitzsiegte deutscher Truppen in Belgien, Frankreich und den Niederlanden, der gelungenen Operation in Narvik (Norwegen), sie kämen gar nicht mehr zum Einsatz. Mit Narvik hatte man die Bastion Norwegen vor den Augen der Engländer eingenommen.

Unser Kampfgeschwader wurde dem XI. Fliegerkorps unter General der Fallschirmjäger *Student* zugeordnet. In Wittstock/Dosse wurden große Verbandseinsätze mit Fallschirmjägern geübt. Bei einem Formationsflug stießen zwei JU 52 zusammen: 16 Tote wurden in einem großen Begräbnis als Helden, die „für Führer und Reich ihr Leben geopfert“ hätten, mit allen militärischen Ehren bestattet. Auch dies war ein Schock, der uns alle sehr mitnahm, zugleich zu fliegerischer Disziplin gemahnte.

Den Luftlande- und Fallschirmjagereinsätzen maß man mehr und mehr Bedeutung zu, nachdem der entscheidende Durchbruch im Westen über die Niederlande und Belgien dank des überraschenden, zugleich „heldenhaften“ Einsatzes von Fallschirmjägern gelang (10. Mai 1940 - Festung Eben Emael).

Es sollte nun wirklich ernst werden. Luftwaffenverbände wurden im Westen zusammengezogen. Köln-Wahn war mein Standort, von wo aus der Einsatz über den Kanal nach England starten sollte. Die Atmosphäre war hochgespannt. Das Warten jedoch schien kein Ende zu nehmen.

Es war Ende September 1940. Wir übten immer wieder Verbandsflüge. Es sollte - Gott sei Dank - ein vergebliches Warten sein. Nur wenige wären angesichts der heute bekannten Vorbereitungen der Engländer und Amerikaner zurückgekehrt. Der „Führer“ hatte das Unternehmen „Seelöwe“ aufgegeben. Die Schlacht um England zur Eroberung des Luftraumes als Voraussetzung einer Invasion war trotz ständiger Luftangriffe auf englische Flugplätze und Städte gescheitert. Die englische Luftwaffe konnte nicht zerstört

werden, die deutschen Luftstreitkräfte aber wurden bei den Aktionen wesentlich geschwächt. Im Ärmelkanal ruhen viele Opfer dieser Monate.

Nordafrika und Balkan

Es gab neue Schlachtfelder: Nordafrika und der Balkan. *Mussolini* war mit seinem Versuch, Griechenland in der Art eines Blitzsieges nach deutschem Muster zu überrumpeln, gescheitert. Er benötigte dringend deutsche Hilfe. Dafür mussten deutsche Basen u.a. in Rumänien errichtet werden. Das Jagdgeschwader des Majors *Handrick* (Olympiasieger im Militärischen Fünfkampf von 1936) - er hatte eine Nichte des damaligen *Reichsmarschall Göring* zur Frau - war dorthin zu verlegen, wozu unsere Staffel mit ihren Transportflugzeugen, JU 52, herangezogen wurde.

Erste Feindberührungen

Im April 1941 begannen die Einsätze, die mich auf den Balkan (Vorbereitungen für den Kreta-Einsatz) und dann nach Italien und Afrika bringen sollten. Gerät und Personal mussten der Rommel-Armee in Nordafrika zugeführt werden. Am 27. April 1941 flog meine Staffel über Foggia und Catania (Sizilien) nach Bengasi. Der Flug über das Mittelmeer im großen Verband an Malta vorbei, von Jagdflugzeugen geschützt, war von nicht gekannten Gefühlen begleitet.

Auf der einen Seite die Demonstration der Macht, dann aber die Ungewissheit, was daraus werden sollte und ob man selbst den Gefahren entrinnen würde.

Wir landeten nach vier Stunden Flug (875 km) in Bengasi, Flugplatz Benina, luden Benzinfässer und Gerät aus und sicherten uns, so weit dies überhaupt möglich war, gegen Tiefflugangriffe der Engländer. Einen großen Teil des mitgebrachten Sprits mussten wir in unsere Maschine tanken. Am folgenden Tag wurde Ain el Gazala angeflogen, wo ich den Krieg erstmals unmittelbar erfahren sollte.



Auf dem Flug nach Bengasi

Einige Tote hatte ein englischer Jagdfliegerangriff gekostet. Wir erkannten die Situation bei der Landung. Aber ehe wir dies richtig registrieren konnten, folgte auch schon der nächste Angriff. Die Pause reichte gerade, um uns unter die Maschine zu werfen und ein Stoßgebet gen Himmel zu richten. Die JU 52 erhielt sieben Treffer; Gott sei Dank, die Maschine explodierte trotz hochbrisanter Ladung nicht.

Diese Einsätze, jeweils von Catania aus, wurden bis Mai 1941 fortgesetzt; Flugdauer ca. vier Stunden, Entfernung je nach Flugziel 800 bis 1200 km. Dabei wurde immer wieder Tripolis angeflogen.

Das Ärmelband „Afrika“ ist das Erinnerungszeichen an diese Einsätze, die mehrere tausend Kilometer von der Heimat entfernt durchzuführen waren.

Großeinsatz Kreta - Unternehmen „Mercur“

Neue militärische Planungen verlagerten das Einsatzgebiet. Über Palermo, Catania, Foggia flogen wir nach Braunschweig, verladen Fallschirmjäger mit Gerät, dann wieder nach Belgrad und zum Einsatzflughafen nach Dadion (am Fuße des Götterberges Parnassos) in Griechenland (14. Mai 1941).

In Dadion schliefen wir in erbeuteten englischen Zelten, der Boden mit einer dicken Schicht von Baumwolle, die zweifellos ägyptischen Ursprungs war, bedeckt. Die am Rande des Zeltlagers eingerichtete Abortanlage mit „Donnerbalken“ und dahinter ausgehobener Grube gab Gelegenheit, die berühmten „Latrinengerüche“ auszutauschen. Bald war klar: Kreta soll erobert werden, um *Generalfeldmarschall Rommel* bei seiner Offensive in Richtung Alexandria und damit in Richtung Ägypten und Naher Osten flankierend Hilfe zu geben. Der Großmufti von Jerusalem stand offensichtlich auf *Hitlers* Seite und unterstützte nach deutschen Presseberichten diesen Plan. Hoffnung auf ein siegreiches Ende des kriegerischen Geschehens war von der Propagandamaschine angesagt. Dennoch begann nun das große Bangen.

Am 20. Mai 1941, um 05.35 Uhr, hob unsere Staffel in Dadion ab. Der Blick aus der Ferne auf Athen, der Flug über den Kanal von Korinth ließen unter jenen Bedingungen allerdings keine Bezüge zur mythischen Welt der Antike herstellen.

Man war mit anderem beschäftigt. Auf dem Wasser unter uns war viel Bewegung.

Dann passierte unserem Staffelführer, *Hauptmann Gundelfinger*, ein Navigationsfehler. Er „verfranzte“ sich beim Anflug der Insel von Süden her. Wir stellten dies mit Unbehagen und Besorgnis fest, kritisierten und schimpften in unserer Maschine. Aber da jeder Funkverkehr wegen der Gefahr des Abhörens und Anpeilens untersagt war, konnten wir auf den von ihm bestimmten Kurs keinen Einfluss nehmen. Das Ida-Gebirge musste in steilem Anflug überflogen werden, um dann auf der Nordseite bei Chania, - genauer beim Strafgefängnis Galatas, südlich von Maleme - die Fallschirmjäger - aus jeder JU sechzehn an der Zahl - abzusetzen.

Wir waren gezwungen, umzukehren und Kreta erneut von Süden anzufliegen, um das festgelegte Ziel zu erreichen. Es klappte dann. Aber wertvolle Zeit war verstrichen. Bei schwerem Flakbeschuss und Maschinengewehrfeuer stürzten die Fallschirmjäger aus den Maschinen, lösten mit der Abrissleine ihre Fallschirme und schwebten zu Boden.

Es waren „arme Schweine“, die hier in großer Zahl noch in der Luft dem Tod begegneten. Meine Maschine erhielt mehrere Treffer. Erst nach der Landung in Dadion konnte man an den Beschädigungen erkennen, welches Glück wir hatten, heil aus dem Schlamassel herausgekommen zu sein. Ein Seitenruder der JU war stark beschädigt. Dennoch blieb die Ju 52 stabil.

Nach mehr als sechs Stunden Flug und 1313 Kilometer Flugstrecke (Start: 05.35 Uhr, Landung 11.50 Uhr weist mein Flugbuch aus) und mit dem letzten Tropfen Sprit kehrten wir nach Dadion zurück und begaben uns damit in den Schutz des Götterberges Parnassos. Alles in allem hatten wir - aber nur wir - Glück gehabt.

Landung von Gebirgsjägern

Die Gerüchteküche brodelte: „Kreta sei nicht zu erobern“, „der Einsatz sei missglückt“. Auch unser Eindruck entsprach dieser beklemmenden, wenig Hoffnung schenkenden Beurteilung der Situation. Dennoch liefen die Einsatzvorbereitungen unter anderen Bedingungen weiter.

Am 21. Mai 1941 nahmen wir Verbindung zur 1. Gebirgsjägerdivision in Eleysos auf. Am folgenden Tag landeten wir auf dem hart umkämpften Flugplatz Maleme, eine JU nach der anderen in vierminütigem Abstand. Unter äußerst riskanten Bedingungen mussten in dieser Zeit die Gebirgsjäger mit ihren Waffen und Gerät das Flugzeug verlassen haben. Die drei Motoren liefen weiter, die Propeller drehten sich. Nur eine Landespur stand zur Verfügung, die von neuseeländischen Kriegsgefangenen - gegen alles Kriegsrecht - von Trümmern freigehalten wurde. Die Tragflächen der JU rasten bei

Landung und Start über solche Trümmerreste hinweg. Aus den Bergen der nächsten Umgebung kam Flak- und Maschinengewehrbeschuss...

Auch an den Tagen 23., 24. und 25. Mai 1941 waren die Landungen in Maleme von gleichem Risiko und gleichen Gefahren begleitet. Jedes Mal standen Dorf und Flugplatz unter Flak- und Artilleriebeschuss.

Die Gesamtsituation hatte sich den Gerüchten zufolge nicht zuletzt deshalb wesentlich verschlechtert, weil angeblich ein deutscher Geleitzug von fünfzehn Schiffen auf dem Weg nach Kreta von der britischen Mittelmeerflotte versenkt worden war. Es mangelte nun ganz wesentlich an Soldaten, an Waffen und Gerät. Dieses Gerücht fand später volle Bestätigung.

Jeder Teilnehmer dieser Landungsaktion wurde - gewissermaßen aus dem Kochgeschirr - mit dem Eisernen Kreuz Zweiter Klasse (EK II) ausgezeichnet. Ein besonderes Ärmelband „Kreta“, am linken Unterarm getragen, sollte zudem an diesen „heldenhaften“ Einsatz erinnern.

Fatale Folgen

Kreta war unter schwersten Verlusten erobert worden. Allein 7000 Fallschirmjäger starben bei Maleme den „Heldentod“, meist bereits in der Luft abgeschossen. Dies war ein vollendeter Pyrrhussieg. Ein Wiedersehen mit Kreta im Jahre 1995 ließ die schrecklichen Erinnerungen wieder aufleben.

Bis zum 8. Juni 1941 gab es weitere Einsätze, die mit der Sicherung der Positionen auf Kreta in Zusammenhang standen, aber weniger riskant waren. Dann folgten einige Transportflüge auf dem Balkan.



Ruhrerkrankung

Am 12. Juni 1941 sollte die Gnade des Glücks nochmals auf meiner Seite stehen. Ich erkrankte an Ruhr und wurde mit den typischen Begleiterscheinungen nach Braunschweig ins Lazarett gebracht. Ich hatte abgenommen und wog keine 50 Kilogramm mehr. In diesen Wochen bewunderten mich die Rot-Kreuz-Schwesterinnen ob meines dunklen Teints. Die afrikanische Sonne hatte mich tiefbraun werden lassen. Ich lag zunächst in Quarantäne, weil die Ansteckungsgefahr groß war. Nach vierzehn Tagen durfte ich ein wenig die Freiheit nutzen.

Gesundheitlich angeschlagen

„Barbarossa“

Meine Staffel - KG z.b.V 106 - wurde in diesen Tagen einer neuen Operation zugeführt; denn am 22. Juni 1941 hatte der Krieg gegen Russland begonnen, hatte Hitler das verhängnisvolle Unternehmen „Barbarossa“ gestartet, mit dem in 18 Wochen Russland überrollt sein sollte. Die Tiefe des russischen Raums, die bereits 1811/12 Napoleon Bonaparte unterschätzt hatte, sollte gleichfalls zum Verhängnis, diesmal der deutschen Armeen werden.

Meine Erkrankung, so unangenehm sie war, hat mich möglicherweise vor einem schlimmen Ende bewahrt. Denn meine Staffel wurde an der Ostfront, später vor allem in Stalingrad eingesetzt, dies mit der Folge schwerster Verluste. Ich aber wurde nach Freiburg/Breisgau beordert.

Der Standort Freiburg

Das XI. Fliegerkorps unter *General Student* erweiterte seine Vorhaben und damit seine Planungen. Auf dem Freiburger Flugplatz wurde eine Fallschirmkampfbeobachter-Schule eingerichtet. Ich wurde nach meiner Genesung ab Ende Juli 1942 als Lehrer in Navigation und „Absetzen“ (von Fallschirmjägern) eingesetzt. Das XI. Fliegerkorps rechnete offenbar mit weiteren Großeinsätzen dieser Art und wollte sich auf alle Eventualitäten vorbereiten. Die Wirklichkeit gestaltete sich anders. Mit Großeinsätzen dieser Art war es vorbei.

Erschießungskommando

Ein Vorgang aber machte mir sehr zu schaffen. Ich war damals Fahnenjunker-Feldwebel, das heißt für die Kriegsoffiziers-Laufbahn vorgesehen. Wenn ich aus den schon zu Beginn meines Soldatseins genannten Gründen es ablehnte, wegen der damit einhergehenden zeitlichen Verpflichtungen Offizier zu werden, so hatten sich die Erwartungen auf ein baldiges Kriegsende nicht nur nicht erfüllt. Das Ende war nicht abzusehen. Deshalb erklärte ich mich auf mehrfaches Drängen meiner Vorgesetzten nunmehr bereit, Kriegsoffizier zu werden.

Mit dem Dienstgrad Feldwebel hatte ich immer wieder Funktionen als Wachhabender wahrzunehmen, normalerweise eine Aufgabe ohne besonderes Risiko. Nun aber war ein Erschießungskommando aufzustellen, das ich führen sollte. Fahnenflüchtige, Befehlsverweigerer und andere von einem Kriegsgericht zum Tode Verurteilte sollten standrechtlich erschossen werden. Ich konnte den Befehl nicht verweigern, ohne nicht selbst Gefahr zu laufen, einem kriegsgerichtlichen Verfahren wegen Befehlsverweigerung unterworfen zu werden. Und wieder war ein gütiges Schicksal an meiner Seite, obwohl mein damaliger Chef, *Hauptmann Banholzer*, ein Falke unter den Kriegern in Freiburg, mich unter allen Umständen an der Spitze des Kommandos wünschte. Ich war ihm zu musisch veranlagt und sollte Härte beweisen. *Banholzer* sollte mir 1952 unter völlig anderen Bedingungen wieder begegnen.

Ich erkrankte ohne vorherige Anzeichen an hohem Fieber und durfte nach ärztlichem Urteil für einige Tage das Bett nicht verlassen. Ich weiß bis heute nicht, welche Art von Infektion vorgelegen hatte. Jedenfalls war ich von einem Ballast befreit, der mich seelisch stark mitgenommen hätte. Ein anderer hat dies dann an meiner Stelle tun müssen.

Der zweite Afrikaeinsatz

Es blieb nicht auf Dauer bei den großen Erfolgen des *Generalfeldmarschall Rommel* (genannt „Wüstenfuchs“) zu Beginn des Afrika-Feldzugs. Engländer und Neuseeländer konnten bald wesentlich mehr an Soldaten und Kriegsmaterial aufbieten als es die deutschen Kampfverbände vermochten, die durch die Eröffnung des Krieges an der Ostfront mit starken Kräften gebunden waren. Auch hatten sich die Hoffnungen *Hitlers* und seiner Strategen nicht erfüllt, Russland in kurzer Zeit niederringen zu können.

Engländer und Amerikaner bauten Anfang November 1942 ihre Bastionen in Nordafrika durch groß angelegte Landungen in Casablanca, Algier und Oran aus. Französische Truppen der Vichy-Regierung leisteten vergeblich Widerstand gegen die Alliierten. Sie waren in einer peinlichen Lage, weil sie sich den Deutschen gegenüber dazu verpflichtet hatten, obwohl die deutschen Truppen ihre eigentlichen Feinde waren.

Ein deutsches Kampfgeschwader hatte über dem Flugplatz Tunis mit einem Bombenangriff gedroht, falls der Flugplatz nicht freiwillig aufgegeben würde. Die Franzosen gaben auf.

Von hier aus sollte ein neuer Befreiungsfeldzug eingeleitet werden, nicht zuletzt um große abgeschnittene Verbände deutscher Truppen östlich von Tobruk wieder aufzunehmen. In dieser Situation musste die Versorgung der Soldaten in Afrika sichergestellt werden, wozu alle noch greifbaren Transportflugzeuge zusammengefasst wurden.

Ich musste Freiburg den Rücken kehren, kam im Eisenbahntransport nach Neapel und stieß Anfang Dezember 1942 zum „Kampfgeschwader z.b.V. Wittstock“. Der Kriegsschauplatz Nordafrika wurde ab 4. Dezember 1942 erneut mein Einsatzgebiet. Von Neapel aus flogen wir zunächst nach Trapani /Sizilien, dann nach Castel Benito (bei Biserta), um Waffen und sonstiges Kriegsgerät an die neue Front zu schaffen.

Am 11. Dezember landeten wir erstmals in Castel Benito, ohne einen Feind zu bemerken. Die Flugzeit betrug etwa drei Stunden. Nachts kehrten wir nach Trapani zurück. Dann standen die Flüge nach Biserta wieder im Vordergrund. Wegen der Gefahr von Angriffen durch von Malta aus startende Jagdflugzeuge (Nachtjäger) wurden sie ab 12.12.1942 auf den Abend und die Nacht verlegt. Der Hinflug war auf eine Zeit zwischen 18.00 und 19.00 Uhr festgelegt, der Rückflug zwischen Mitternacht und 03.00 Uhr.



Je nach Wetterbedingungen, Gefahrenlage und Größe des Pulks waren wir zwischen sechs und acht Stunden in der Luft. Der Sternenhimmel war in dieser Jahreszeit über dem Meer bei klarer Luft herrlich

Verband von JU 52 im Anflug auf Tunis

anzusehen. So malte ich mir als Kind das Himmelszelt aus.

Die Flüge wurden immer gefährvoller; jederzeit konnte die in der Zwischenzeit erheblich verstärkte feindliche Luftwaffe angreifen. Vor allem war es die doppelrumpfige „Ligthing“, die, von den Engländern eingesetzt, Ängste begründete. Man sah auch im großen anfliegenden Verband - meist mehr als 100 Maschinen - immer wieder ein Flugzeug brennend ins Meer stürzen.

Dem Tode nahe

Der schlimmste und gefährvollste Tag des Krieges sollte für mich der 22. Januar 1943 werden. Wir landeten im großen Pulk nach

215 Minuten Flugzeit um 11.10 Uhr in Tunis. Ich hatte 1800 kg Butter und zwei aus dem Urlaub an die Afrika-Front zurückkehrende Soldaten an Bord. Die Maschine rollte gerade aus, als auf dem Flugfeld Bomben einschlugen und Maschinengewehrfeuer auf uns herunterprasselte. Es hieß nun, die Maschine sofort zum Stoppen zu bringen, das Flugzeug verlassen und irgendeine Schutzmöglichkeit suchen. Ich hatte nach meinem ersten Empfinden einen Granatsplitter neben der Achillessehne des linken Beines erhalten und humpelte: Ein kleines Rinnsal von Blut sickerte durch das Hosenbein. Große Schmerzen empfand ich jedenfalls nicht. Ich wusste nicht genau, was mit mir geschehen war. Die Butterberge im Laderaum zwangen mich, den Fluchtweg zur Tür der rechten Seitenwand zu nehmen; die beiden Soldaten sprangen mit mir hinaus.

Eigenartigerweise war ich weder aufgeregt noch angesichts der Gefahrenlage in einer Katastrophenstimmung, vielmehr ohne jede Angst, ruhig, ja besonnen, weshalb ich meinte, dies sei ein sicheres Anzeichen dafür, dass das Leben jetzt vor seinem Aus steht. Das Geschehen wurde, ich war in einen Bombentrichter gekrochen, von Augen und Ohren im Zeitlupentempo registriert.

Die übrige Besatzung (Beobachter, Funker und Heckschütze) war durch den eigentlichen Zugang in der linken Bordwand der JU 52 herausgesprungen. Es gab keine Möglichkeit einer Absprache. Die Bombentrichter lagen dicht gesät unmittelbar bei der Maschine, deren Tragflächen weitgehend zerstört waren. Ich merkte, dass mein rechtes Bein nicht mehr meinem Willen folgte. Ich hatte kurze, heftige Schläge gegen den Unterschenkel verspürt. Das Blut floss an mehreren Stellen durch die zerfetzte Hose.

Als die Welle des Angriffs vorüber war, hallten die Schreie nach dem Sanitäter aus allen Ecken des Flugplatzes. Auch ich schrie laut um Hilfe. Die Angriffe der Spitfire schienen vorbei. In einem benachbarten Trichter sah ich meinen Beobachter; er krümmte sich und stöhnte vor Schmerzen. Er litt ohnehin an einer Syphilis. Ich sah dann, dass er seine Pistole an die Stirn setzte und abdrückte. Alle anderen Besatzungsmitglieder (Funker, Bordwart, Heckschütze) lebten allem Anschein nach nicht mehr. Also war ich der einzige Überlebende meiner Crew. Der Sprung durch die linke Bordwandtür der JU hatte mir und den beiden Soldaten offensichtlich das Leben gerettet. Welch' schicksalhafte Fügung?!

Ich fühlte mich wegen der Schmerzen und infolge des Blutverlustes schwach und benebelt, wurde aber hellwach, als ein Sanitätsoffizier nach einer ersten Untersuchung zu mir sagte: „Das rechte Bein muss ich abnehmen!“ Ich habe darauf in einer abwehrenden Haltung deutlich gemacht, dass ich noch - wenn auch stark humpelnd - laufen konnte. So wurde die Entscheidung über die Amputation hinausgeschoben, - und das Bein blieb dran.

Fatale Folgen des Angriffs

Meine Besatzung war tot; fünfundsiebzig Prozent der Staffel war vernichtet. Das Geschwader war nicht mehr einsatzbereit, die Verluste waren nicht auszugleichen. Der Verlust der Kameraden, mit denen man viel durchstanden hatte, wog am schwersten. Das Bild von dem Kameraden, der sich die Kugel durch den Kopf jagte, verließ mich über lange Zeit nicht. Ich habe diese Situation in vielen Nächten durchlitten.

Der Wahnsinn eines Krieges wurde hier überdeutlich vor Augen geführt und mir endgültig bewusst.

Eine Klinik in Neapel (ihr Name war eine Jahreszahl des Faschismus) wurde für zwei Wochen Behandlungsort. Die Untersuchung ergab: Peroneus-Lähmung des rechten Beines. Drei tiefe Wunden unterhalb der Wade schmerzten fürchterlich.

Nach einem vielwöchigen Lazarettaufenthalt in Landshut wurde wiederum Freiburg mein Standort.

Ich werde Leutnant

Ich hatte noch die letzten Voraussetzungen für die Offizierslaufbahn zu erfüllen. Nach meiner Rückkehr nach Freiburg wurde ich für drei Monate zur Luftwaffen-Kriegsschule Fürstenfeldbruck abkommandiert. Der Offizierslehrgang war nicht sonderlich schwer.



Einkleidung in Berlin und Begegnung mit dem Widerstand

Die Einkleidung eines Luftwaffenoffiziers wurde grundsätzlich in der großen Kleiderkammer des Luftwaffenministeriums in Berlin vorgenommen. In diesem Mammutgebäude, dessen Architektur auch heute noch auf Bewunderung oder harte Kritik stößt, meldete ich mich und kam schließlich nach einigen Gesprächen mit Offizieren des obersten Stabes zur Leutnantsuniform und dem dazugehörigen Schnickschnack. Ich hatte den

In Leutnantsuniform

Eindruck, dass die Herren des Stabes sich von jedem einen Eindruck verschaffen wollten, um möglicherweise eine Auswahl für spätere Verwendungen treffen zu können.

Ich nahm die Gelegenheit wahr, um einen längst zugesagten Besuch einem Bruder unserer Erzieherin in Heydekrug, *Franz Toschka*, der in Berlin wohnte, abzustatten. *Franz Toschka* war ein hochintelligenter Mann, der im einfachen Finanzdienst begonnen hatte und schließlich beim Reichsfinanzministerium ein höheres Amt bekleidete. Er befand sich bereits im Ruhestand. Er war ein Mann des katholischen Zentrums. Das Gespräch bereitete mir Unbehagen; denn offensichtlich war er ein Vertreter des Widerstandes gegen *Hitler*, Mitglied des Kreisauer Kreises. Ich wollte nicht alles glauben, was er über verbrecherische Handlungen des Naziregimes erzählte. Und doch war er ein höchst glaubwürdiger Mann, der mir nie etwas vorgemacht hätte. Ich habe nur zugehört und geschwiegen. Geschwiegen habe ich auch danach, allerdings Zusammenhänge besser verstanden. So glaubte ich, aus dem Gespräch auf ein Attentat gegen *Hitler* schließen zu können. Meine schon in der Jugend begründete vorsichtige Skepsis gegen das Naziregime bekam neue Nahrung. Aber den Mut fand ich nicht, Konsequenzen daraus zu ziehen. Ich fürchtete die Gefahr.

Im Schweigen kann Versagen liegen, ob schuldhaft oder nicht - das ist die Frage, die ein jeder für sich beantworten und auch verantworten muss. Aber was hätte ich als kleiner Leutnant damit ausgerichtet, außer dass ich mich selbst und vor allem andere in Lebensgefahr gebracht hätte?

Es wird heute aus der jüngeren Generation sehr oft der Vorwurf erhoben, weshalb wir geschwiegen hätten. Die Situation eines übermächtigen Staates mit seinen Überwachungsmethoden ist heute kaum vorstellbar. Ich selbst kann mich auch bei strengster Prüfung meines Gewissens nicht anklagen, die Kenntnisse für mich behalten zu haben, zumal alles Gehörte kaum nachprüfbar war. Entsprechende Vorwürfe empfinde ich deshalb, gemessen an den damaligen Gegebenheiten, als unreal, ja, als arrogant.

Die Gunst der Stunde

Ich war immer noch nur „garnisonsverwendungsfähig“ (GVH) und durfte nicht zum Fronteinsatz. Der Gehstock wurde von mir bewusst eingesetzt, um meine körperliche Behinderung deutlich zu machen.

Der „Spieß“ meiner Einheit war ein freundlicher Mann und sicherte mir auf Fragen zu, dafür zu sorgen, dass ich zum Zwecke des Studiums zumindest für ein Semester freigestellt werde. Ich wollte an der Technischen Hochschule Berlin-Tempelhof Mathematik und Physik studieren. Die Bedingungen schränkten allerdings die Möglichkeiten ein. Ich musste Maschinenbau/Flugzeugbau studieren und sollte dann Schwerpunkte setzen. Selbst das Studium war an den behaupteten Notwendigkeiten des Krieges ausgerichtet.

Der Hexenkessel Balkan

Zurück in den Krieg

Mein Semester endete im März 1944; mich erwartete wiederum das schöne Freiburg. Im Sommer musste ich dann leider auch hier die Zelte abbrechen. Langendiebach bei Hanau wurde neuer Standort. Überprüfungs- und Übungsflüge sollten die fliegerischen Qualitäten sichern.

Es herrschte bereits große Unsicherheit in den Köpfen der Offiziere. Die Verwendungen waren unklar, unbestimmt. Man saß ohne jeden Auftrag in den Kasinos herum und beschäftigte sich irgendwie nach eigenem Gusto. Es herrschte Langeweile.

Angesichts dieses Zustands des sinnlosen Herumsitzens war es eine Erlösung, als uns der Auftrag erreichte, Unterstützung bei der Partisanenbekämpfung auf dem Balkan zu leisten. Dennoch war diese Aufgabe nicht gerade verheißungsvoll. Ich sollte die Gefahren des Hexenkessels Balkan bald unmittelbar erleben.

Bewaffnete Aufklärung

Ab dem 12. September 1944 flog ich als Kommandant und Beobachter in einer Henschel 126, ein gegenüber der JU kleines Flugzeug, regelmäßig Aufklärung für die 1. Gebirgsjäger-Division. Mir war ein Feldwebel als Flugzeugführer zugeteilt. Ausgangspunkt war der Flugplatz Krusevac in Serbien, etwa 175 km südlich von Belgrad, 50 km nördlich von Nis. Bereits am ersten Tag wurde ich von einem Bombenangriff englischer Flugzeuge auf den Flugplatz überrascht. Die Maschinen waren offensichtlich von dem von Amerikanern bereits besetzten Süditalien gestartet. Außer Angst und Schrecken, die bei den Einschlägen den Körper zusammensucken ließen, passierte dabei nicht viel.

Mein Quartier hatte ich bei einer netten, gepflegten, aber sehr verunsicherten serbischen Frau. in der Stadt. Sie sprach gut deutsch, schien gebildet und fürchtete zweifellos den Ausgang des Krieges. Zwei Soldaten begleiteten mich jeweils auf dem Weg zwischen Flugplatz und Quartier. Mehrmals hatten Partisanen einzelne Soldaten überfallen, sie massakriert oder gefangen genommen, ohne dass man von ihnen jemals etwas erfuhr. Die



Atmosphäre war voller Angst und Spannung. Ich flog als einziger Offizier meiner Einheit mit meinem Piloten bewaffnete Aufklärung; d.h. es wurden Beobachtungen festgehalten und ausgemachte feindliche Ziele mit Bomben bzw. MG angegriffen.

Neben einer HS 126 unter einem Tarnnetz

Dabei war auch unsere Maschine bei jedem Flug dem Feuer von MGs und Karabinern von der Erde aus ausgesetzt. Am 13. September hatte die HS 126 drei Treffer; eine Ölleitung war beschädigt. Man durfte die Situation gar nicht zu Ende denken; denn eine Notlandung im Partisanengebiet hätte das Aus bedeutet. Wir kamen jedoch gesund zu unserem Flugplatz zurück. .

Das Wetter war für diese Aufklärungseinsätze sehr geeignet. Ich kann mich nur an wenige Regentage erinnern; dann nämlich musste nicht geflogen werden, eine erfreuliche Folge des Wettergeschehens.

Die meisten Offiziere saßen ohnehin untätig herum. Mir als einem der jüngsten Offiziere überließ man die Einsatzflüge und damit das Risiko.

Bei fast allen in dieser Zeit durchgeführten Flügen - dreißig an der Zahl - war meine Maschine Flak- und MG-Beschuss ausgesetzt. Am 29. September 1944 flogen wir dort den letzten Einsatz. Im Nachhinein empfand ich es wiederum als Wunder, dass ich den Auftrag der bewaffneten Aufklärung ohne irgendeine Beeinträchtigung von Leib und Leben erfüllen konnte. Bei den Bombenabwürfen empfand ich ein ungutes Gefühl, weil möglicherweise unschuldige Menschen getroffen werden konnten. Denn der Zufall bestimmte mehr über das Wo des Einschlags als etwa die Ziel- und Navigationskünste.

Marsch durch Partisanengebiet

Vor der endgültigen Auflösung unseres Verbandes war der Transport von Fahrzeugen, von Gerät und Waffen nach Wiener Neustadt angeordnet. Ich erwartete einen Flug

dorthin, zumal ich als einziger Offizier tagtäglich Einsätze geflogen hatte. Doch es kam anders. Die höheren Ränge benutzten die Flugzeuge.

Ich hatte das Schlussfahrzeug eines großen Konvois zu bilden, und dies beim Marsch durch ein Partisanengebiet. Die Vorbereitungen für diese schwierige Aufgabe lagen in besten Händen: Spezialisten für Waffen, Kraftfahrzeuge und Fernmeldeeinrichtungen organisierten das Unternehmen, so dass der lange Tross schwer anzugreifen war. Allein vierzig Maschinengewehre wurden auf Lafetten der Lastkraftwagen montiert. Nur aus der Luft waren wir leicht angreifbar. Deshalb wählten wir für den Marsch durch das unsichere Gebiet die Nacht.

Am späten Abend des 5. Oktober 1944 setzte sich der große Konvoi in Richtung Belgrad in Bewegung. Plötzlich löste sich während der Fahrt ein Schuss, wohl versehentlich oder aus Furcht abgegeben. Ein ganzes Feuerwerk von MG-Garben war die Folge. Bei vierzig MGs waren dies Tausende von Schüssen in kürzester Zeit. Die Leuchtspurnmunition erhellte die Nacht. Nach etwa 15 Minuten war der Spuk vorbei. Fazit: ein Soldat auf unserer Seite durch Hodenschuss aus eigenen Waffen verletzt.

Banat und Ungarn

Die Fahrt des Konvois bis nach Wiener Neustadt brachte auch schöne Tage bei deutschen Bauern im Banat, ein deutsches Siedlungsgebiet seit 1718. Im ungarischen Nagybjom, südlich des Plattensees, wurde ich von einer deutschsprechenden ungarischen Familie aufgenommen, deren zwei kleine Kinder mich schnell in ihr Herz schlossen und bitterlich weinten, als ich nach wenigen Tagen weiterzog. Was mag aus dieser Familie geworden sein, die so bestimmt auf die Deutschen setzte und furchtbare Angst vor den Russen hatte?

Der Luftwaffenverband wurde aufgelöst, die Soldaten neuen Verwendungen – meist Ostfront – zugeführt. Ich stieg in den Zug Richtung München, wissend, dass ich diese Kameraden nicht wiedersehen werde.

Reichsverteidigung

Die deutsche Position war nicht zu halten. Wir Piloten waren aufgefordert worden, uns zur sog. „Reichsverteidigung“ zu melden und wurde zu einem Verband zur Umschulung und zu Übungseinsätzen nach Stralsund versetzt.

Der Funkspruch lautete:

„Mit Wirkung vom 4.10.1944 wird Leutnant (Kr.O) Mikuteit, Reinhold in die Frontfliegersammelgruppe unter gleichzeitiger Kommandierung zur Sichtungsstelle (Reichsverteidigung) versetzt.“

Unlösbare militärische Aufgaben

Einer der großen Jägerleitstände befand sich in einem Bunker auf dem Flugplatz Stralsund. Wir jungen Offiziere wurden aufgefordert, - es war Ende November 1944 - uns ein Lagebild zu verschaffen. Täglich rollten die Großeinsätze von englischen und amerikanischen Bombern und Jägern aus mehreren Richtungen mit allen möglichen Zielen nach Deutschland hinein. Aufgabe des Leitstandes war es, die feindlichen Maschinen zu orten, mögliche Angriffsziele so früh wie möglich zu erkennen und den Einsatz der eigenen Jäger zu koordinieren, um die feindlichen Flugzeuge wirksam zu bekämpfen. Es gab einzelne Abschüsse, aber es gab keine nachhaltigen Erfolge. Die Hoffnung wurde auf riesige Produktionszahlen der neuen Jagdwaffe „Me 262“ - gesetzt. Diese Hoffnung sollte trügen; denn die Bomber der Alliierten hatten die Versorgung mit Treibstoff lahmgelegt.

Der Krieg zeigt nochmals seine Zähne - eine Odyssee beginnt

Das Ölschieferwerk bei Dotternhausen

Es war der 1. oder 2. April 1945, als ich den Befehl bekam, mit der Bahn nach Schömberg (das Dorf liegt zwischen Rottweil und Balingen an der heutigen B 27) zu fahren und dort zum Schutz einer wichtigen Fabrikanlage einen leichten Flakzug zu übernehmen. Ich bekam Quartier bei einer Familie, der Angst und Sorge aus den Gesichtern und ihrem Verhalten sprachen.

Ohne die geringste Ahnung von einem Flakgeschütz zu haben, wurde ich mit zwei Soldaten am Rande der Fabrikanlage mit einer 3,7 cm - Kanone postiert, um gegebenenfalls auf angreifende Tiefflieger zu schießen. Ich vertraute meinen beiden Schützen, dass sie mit der Waffe umgehen können. In das Werk selbst kam ich nicht hinein; es war von hohen Gittern und Zäunen umgeben und durch Posten gesichert. Unerklärlich waren für mich die abgegebenen Schüsse, die Tag und Nacht in unregelmäßigen Abständen herüberhallten. Die unruhigen Gedanken beschäftigten sich mit den Dingen, die wohl hinter dem Zaun passierten. Genaueres erfuhr ich nicht, zumal ich bereits nach zwei Tagen die Order erhielt, zum Flugplatz Baltringen zurückzukehren. Ich wollte auch nichts Genaueres wissen.

Heute findet man an der B 27 in Höhe des ehemaligen Ölschieferwerks ein Gräberfeld und ein Mahnmal. Heute weiß man auch, dass 3500 Zwangsarbeiter dort und in benachbarten Werken gleicher Art starben oder auch umgebracht wurden; sie mussten nach Schiefergestein schürfen, um daraus Öl zu gewinnen zu können, mit dem *Hitler* seine Panzer rollen lassen wollte.

Kein Flug- sondern Infanterieeinsatz

Die Hoffnung, noch einmal in ein Flugzeug steigen zu können, zerstob vollends nach der kurzen Verwendung an einem Flakgeschütz. Infanterieeinsatz war angesagt. Am 5. April 1945 erreichte mich ein entsprechender Befehl. Ich musste zum Flugplatz Nellingen/bei Esslingen zur „Panzer-Nahbekämpfung-Abteilung Stürmer“.

Ein schier undurchführbarer Befehl

In Nellingen wies man mir als Kompanieführer eine Einheit zu, die sich aus lauter Fahnenjunkten der Luftwaffe zusammensetzte. Der Marschbefehl nannte als Ziel eines sofort anzutretenden Marsches die Waffenschule 7 des Armeeoberkommandos in Furtwangen/ Schwarzwald. Der Marsch begann tatsächlich am 8. April 1945. Ich bekam eine Bescheinigung mit Stempel des Platzkommandanten Nellingen folgenden Inhalts in die Hand gedrückt:

„Der Leutnant Mikuteit befindet sich mit seiner Truppe auf dem Marsch von Nellingen nach Furtwangen/Schwarzwald. Sämtliche Behörden, Wehrmachtdienststellen, Parteidienststellen und Bahnhofsvorsteher werden gebeten, der obengenannten Truppe in Puncto Verpflegung, Unterkunft und Beförderungsmittel weitgehendst Hilfe angedeihen zu lassen.“

Dieses Papier besaß nicht den Funken einer Verbindlichkeit. Es war nichts wert. Wir verfügten nicht über Transportmittel, wir hatten nicht einmal kleine Karren, mit denen die mit Fliegerrucksäcken ausgestatteten Fahnenjunker ihr persönliches Gepäck befördern konnten. Es hieß nur: „Schauen Sie zu, wie Sie nach Furtwangen kommen!“

In den Flugzeughallen des Flugplatzes standen luftbereifte Handkarren herum, die nach meiner Einschätzung niemand mehr benötigte. Deshalb gestattete ich, dass die jungen

Fähnliche diese kleinen Transportgeräte auf dem geplanten Fußmarsch benutzten. So geschah es auch, nicht ahnend, dass mich diese Anordnung fast vor ein Kriegsgericht gebracht hätte.

Im Übrigen aber wurde die damalige Beurteilung der Lage in dem Slogan deutlich: „Genieße den Krieg, der Frieden wird furchtbar!“

Wir erreichen tatsächlich Furtwangen

Es wurden drei Übernachtungen organisiert, und zwar in Kusterdingen, in Bodelshausen und Zepfenhan bei Rottweil, natürlich in Privatquartieren - (die Marschroute habe ich in einer Karte eingezeichnet, die ich noch im Besitz habe). Die Familie in Zepfenhan, bei der ich damals übernachten konnte, habe ich 1952 als Polizeichef von Rottweil aufgesucht und mich für die seinerzeitige Hilfe bedankt. Sie konnte sich an die Einquartierung in den letzten Kriegswochen erinnern, hat sich über den späten Dank gefreut und mich mehrmals zum typisch schwäbischen Vesper eingeladen.

Die Bevölkerung half, wo sie nur konnte. Auch die Verpflegung wurde nicht zum Problem. Und es klappte: In drei Tagen meldete ich die Kompanie vollzählig beim Kommandeur der Heeres-Waffenschule 7 in Furtwangen. Auf diese Leistung war ich stolz.

Kriegsgerichtliche Ermittlungen

Nun aber schien das dicke Ende zu kommen. Zwei Feldjäger traten auf den Plan, die gegen mich wegen Sabotage an Kriegsmaterial ermitteln, ggf. festnehmen sollten. Der Kommandant des Flugplatzes Nellingen, *Schirmer* hieß er, hatte festgestellt, dass aus seinen Hallen Gerät entwendet worden war. Der Übeltäter war ich. Ich hatte den Eindruck, dass die Feldjäger selbst die Unsinnigkeit der Ermittlungen einsahen, die offensichtlich ein „Scharfmacher“, der in jenen Tagen viel von sich Reden machte, ausgelöst hatte. Wollte dieser den Krieg noch gewinnen?

Der letzte kriegerische Auftrag

Ich konnte es mir nicht recht vorstellen, als Infanterist völlig unerfahren, mit einer ganzen Kompanie in den Einsatz zu gehen. Ehe dieser Gedanke zu Ende geführt war, wurde mir vom Kommandeur der Waffenschule bedeutet, dass einige Infanterieoffiziere ihre Genesungszeit hinter sich hätten und neuen Aufgaben zugeführt werden müssten. Er denke daran, die von mir hierher geführte Kompanie einem solchen Offizier anzuvertrauen. Ich war damit sofort einverstanden.

Das Los dieser Einheit sollte traurig sein. Meines Wissens wurde sie zur Abwehr französischer Truppen bei Freudenstadt eingesetzt und erlitt schwerste Verluste. Für viele der jungen Fahnenjunker bedeutete dies Verwundung oder gar Tod., zumindest die berüchtigte französische Kriegsgefangenschaft, aus der viele nicht heimkehrten.

Ich aber erhielt die Anweisung, für eine im Allgäu, und zwar in Immenstadt aufzubauende neue Einheit aus jungen Männern einen Meldekopf einzurichten. Ich sollte zusehen, wie ich dahinkomme.

Zunächst fuhr ich mit einem Militär-Lkw in Richtung Bodensee. Meiner Erinnerung nach kam ich bis Pfullendorf und mit einem weiteren Fahrzeug bis Ravensburg.. Dort übernachtete ich in der Jugendherberge und fand eine Menge Nazibonzen - ihre braune Uniformierung wies sie aus - mit Frauen versammelt, die offensichtlich auf der Flucht waren und furchtbar nervös schienen.

Es war bekannt geworden, dass französische Einheiten in Richtung Bodensee marschierten und dort einen Durchbruch erzwingen wollten.

Viele Kilometer zu Fuß und auf dem Fahrrad

Ich wusste nun nicht mehr, wie ich weiter nach Osten ins Allgäu kommen sollte. Ein anscheinend herrenloses Fahrrad stand unweit der Herberge an eine Hauswand gelehnt, ich nahm es, nachdem ich niemanden in der Nähe sah und trampelte mit ihm die dort beginnenden Steigungen hoch. Bei dieser Wegnahme spürte ich keinerlei Gewissensbisse. In zwei Tagen erreichte ich über Wangen und Oberstaufen das Ziel Immenstadt. Unterwegs hatte ich mich mit Lebensmitteln eingedeckt, vor allem war es Allgäuer Käse von riesigen, kreisrunden Laiben. Es gab nur wenig Brot; die fast ausschließliche Ernährung mit Käse hatte eine quälende Verstopfung zur Folge.

Das allerletzte Aufgebot

In Immenstadt fand ich das Auftragsziel: ein Landjahrlager, das als Vorbereitungslager für eine Einheit der Hitlerjugend der älteren Jahrgänge (15- und 16jährige) vorgesehen war. Es waren etwa 100 Jungen versammelt. Von den angekündigten eigentlichen Führern des Unternehmens - hohe Ränge der Hitlerjugend, nämlich Bann- und Gebietsführer sollten es sein - keine Spur. Ich freundete mich mit einem Oberarzt an, der für die gleiche Einheit als Truppenarzt vorgesehen war.

Wir waren uns einig, dass dieses Unternehmen angesichts der Lage gleich zu Beginn aufzugeben sei. Und da kein Ranghöherer als ich kleiner Leutnant zugegen war, traf ich die Entscheidungen.

Wir fanden einen Stempel des Landjahrlagers, verwendeten vorgefundene Formulare, auf denen wir bescheinigten, dass der bezeichnete junge Mann aus dem Landjahrlager entlassen sei. Wir schickten die Jungen auf den Nachhauseweg. Nicht wenige waren darüber enttäuscht, wollten sie doch den Führer in seiner größten Not unterstützen. Später erfuhren wir, dass einige von ihnen dennoch von französischen Soldaten „kassiert“ und in Gefangenschaft genommen worden waren.

Fahnenflucht

Angesichts der vorrückenden Franzosen hatten wir - der Oberarzt und ich - den Entschluss gefasst, uns zunächst in die Berge zurückzuziehen und abzuwarten. Für meinen Kameraden, den Oberarzt, gab es keine andere Lösung; er war gebürtiger Straßburger und musste das Schlimmste befürchten, wenn er den Franzosen in die Hände fallen sollte. Ich wusste auch keinen besseren Weg. Es war der 1. oder 2. Mai 1945.

Im Haus einer freundlichen jungen Frau, in der Nähe von Sonthofen, konnte ich einiges an Gepäck zurücklassen. Dieser Glücksumstand ließ mich im Besitz meines Flugbuches, meines nachweislich bestätigten Leistungsbuches, eines Tagebuchs, einer ganzen Reihe von Einsatzbefehlen bleiben, die mir das Erarbeiten dieses Teils der Biographie über die Kriegszeit erleichterten, ja, überhaupt zuverlässige, authentische Aussagen möglich machten.

Und nun ging's in die Berge. Mulmig wurde uns, als wir von deutschen Soldaten besetzte Stellungen erblickten, die sich allem Anschein nach auf den Empfang der vormarschierenden Franzosen vorbereiteten. Sie „lauerten“ in ausgehobenen Schützengräben hinter kleinen Erdwällen, Maschinengewehre und andere Waffen im Anschlag. Schon fürchteten wir, als Fahnenflüchtige, als Deserteure gefangen und vor ein Standgericht gestellt zu werden. Was wir taten, war auch ohne jeden Zweifel Fahnenflucht. Aber die Kampfentschlossenheit schien nicht groß zu sein. Fast mit neidischem Blick ließen uns die in den Gräben kauern den Soldaten vorbeiziehen. Erst später wurde mir die Gefährlichkeit dieser Situation voll bewusst, nachdem ich von

zahlreichen Fällen gehört hatte, die die standrechtliche Erschießung bei gleichgelagerten Umständen zur Folge hatten. Es stand wieder ein Schutzengel neben mir.

Zu den Amerikanern

Wir hörten von Soldaten, die sich auf die gleiche Weise vom deutschen Militär entfernt hatten, dass rechts der Iller amerikanische Truppen seien. Der Entschluss war klar, wir setzen uns bei beginnender Dunkelheit - immer per pedes - in diese Richtung weiter ab, fanden einen intakten Übergang über den Fluss. Am 4. Mai 1945 erreichten wir Kempten, wurden von Passanten zu einer amerikanischen Truppendienststelle gelotst, die in einer deutschen Kaserne untergebracht war. Ich lief für alle Fälle stark humpelnd mit einem Stock und stellte mich dem Bewachungsposten. Über die freundliche Begegnung mit einem Offizier der US-Armee war ich verwundert. Nach der Registrierung wurde ich von einem deutschen Truppenarzt des Kriegslazaretts 4/604 (den Beleg habe ich aufbewahrt) untersucht, der eine Peroneus-Lähmung rechts diagnostizierte und das Papier mit dem Vermerk versah: "Kann aus der Wehrmacht entlassen werden". Als Entlassungsort gab er meinem Wunsch gemäß Mietingen/Kreis Biberach/Riss an.

Das OFFICE der ALLIED EXPEDITIONARY FORCE - MILITARY GOVERNMENT signierte auf der Rückseite dieses Papier mit Unterschrift: Folglich handelte es sich um eine Entlassung aus der deutschen Wehrmacht durch einen amerikanischen Offizier! Ich wusste in jenen Tagen nichts vom Kriegsgeschehen; die deutschen Sender schwiegen. Auch dass am 8. Mai 1945 *Generalfeldmarshall Keitel* den Waffenstillstand unterzeichnet hatte, erfuhren wir nicht. Der Zusammenbruch der Kriegsmaschinerie einschließlich aller Elemente, die einen geordneten Staat ausmachen, war nunmehr total. Immerhin hatte ich ein Entlassungspapier in Händen und konnte mich auf den Weg zu *Gisela* nach Mietingen machen. Ca. 80 km waren per pedes zurückzulegen - und dies mit meinem lädierten Bein. Ich nahm dies gern auf mich; denn *Gisela* wusste nichts von mir. In der gesamten Zeit seit dem 8. April 1945 war sie ohne Nachricht.

Einen ersten Halt legte ich vor Memmingen im Illertal bei einem Bauern ein. Man nahm mich am Abend gern auf. Die Familie war offensichtlich streng gläubig. Man betete nicht nur, sondern der Bauer las auch eine Bibelstelle aus dem Alten Testament vor. Mit einem kleinen Päckchen an Verpflegung schickte man mich am folgenden frühen Morgen weiter.

Der nächste Halt war Mietingen und damit das vorläufige Ende der Odyssee. Man kann es nicht beschreiben, wie unendlich die Freude war, als wir, *Gisela* und ich, uns in den Armen hielten und nicht mehr voneinander lassen wollten. Die Freudentränen steckten sogar die *Familie Bammert* an, die *Gisela* nach ihrer Entlassung von einer Flakeinheit als Ostflüchtling aufgenommen hatte.

Das Hadern mit den verlorenen Jahren

Hoffnungslosigkeit

Auf welche Zukunft durfte man hoffen? Keine Heimat, kein Beruf, kein Vermögen, aber auch keine Aussicht auf eine Besserung dieser Bedingungen, deshalb auch nicht der geringste Hoffnungsschimmer, wenn man die konkrete Situation nüchtern beurteilte. Nicht einmal die Verwandtschaft war in der Nähe oder auch nur erreichbar, auf die man sich hätte stützen können. Bis auf das zitierte Telegramm aus Thüringen wussten wir nichts von ihr. Gab es überhaupt einen Neuanfang?

Totale Niederlage, Schuld und Schmach

Das Fazit: Konsequenzen einer totalen militärischen Niederlage, Ergebnis eines fast sechsjährigen Krieges, der dazu noch von deutscher Seite begonnen und im Taumel der ersten Siege und der vermeintlichen Führungskraft *Hitlers* auf mehrere Fronten ausgeweitet wurde. Insbesondere der Russlandfeldzug barg in sich den Weg zum militärischen Desaster.

Derartiges ist in der Geschichte immer wieder geschehen, ohne dass man dafür eine besondere Rechtfertigung suchen musste. Der Krieg als „Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln“ war völkerrechtlich geradezu legitimiert. Nun aber wurden die furchtbaren Verbrechen an Juden, an Zwangsarbeitern, insbesondere an Polen und Kriegsgefangenen und in den Konzentrationslagern bekannt, die unter dem Deckmantel des Krieges von deutscher Seite verübt wurden.

Dies lastete zu all' der Hoffnungslosigkeit auf einem und ließ eine Schmach entstehen, die mich bis heute nicht gänzlich loslässt, obwohl ich eine persönliche Schuld verneinen konnte. Ich bin deshalb meinem Schicksal dankbar dafür, dass ich in diesen Jahren des Krieges nicht in Verstrickungen geraten bin, wie sie vielen Soldaten zum Verhängnis, zumindest zur bitteren Gewissensfrage wurden.

Dennoch wende ich mich entschieden gegen die Arroganz mancher aus der jüngeren Generation, die da meinen, Derartiges wäre ihnen nicht passiert. Was wissen sie schon von den Bedingungen und Zwängen eines Krieges, dazu in einer erbarmungslosen Diktatur? Was wissen sie schon von der Not der Jahre 1928 - 1932, die den Weg in die Hitler - Diktatur öffnete?

Es war das Schicksal meiner Generation, am Geschehen des Krieges beteiligt zu werden. Ihm konnte man sich nicht entgegenstellen, ohne Gefahr zu laufen, in größte Schwierigkeiten, ja, in Todesnot zu geraten. Ist eine persönliche Schuld unter solchen Bedingungen überhaupt anzunehmen? Alternativen schienen ohnehin weggebrochen.

Meine Generation hat dabei, ohne aufrechnen zu wollen, unverhältnismäßig große Opfer an Leben, Gesundheit, in beruflicher Hinsicht und anderen Bereichen bringen müssen. Ich denke vor allem auch an unsere Väter und Mütter, deren Existenz vielfach vernichtet wurde, deren Heimat unwiederbringlich verloren ging und denen nicht mehr die Zeit zur Verfügung stand, sich neu einzurichten. Sie mit einer Schuld in Verbindung zu bringen, wäre nicht nur ungerecht, wäre geradezu ruchlos.

Der höchstseltsame Weg zur Polizei

Ein Kommunist verschafft mir die Chance

Nie in meinem Leben habe ich auch nur einen Gedanken darauf verschwendet, bei der Polizei mein Brot zu verdienen. Ich war eher ein Schöngest, den besonders Musik und Literatur und auch Geschichte interessierten. Aber die Weichen meines künftigen Weges waren offensichtlich in eine andere Richtung gestellt.

Eines Tages, es war Ende August 1945, kam *Gisela* aufs Feld, wo ich meiner Erinnerung nach mit dem Bauern zusammen Hafer mähte, dies mit einer Sense. Ich hatte darin bereits Übung und klagte auch nicht mehr über Kreuzschmerzen, die mich vorher lange Zeit arg gequält hatten. Aufgeregt erzählte sie, dass Polizeibeamte sich in unserem Zimmer umschaute; sie wollten nach den Worten von *Gisela* einen Kleiderschrank beschlagnahmen und auch meine Orden und Ehrenzeichen kassieren. Ich muss dazu bekennen, dass ich mir in den letzten Tagen des Aufenthalts auf dem Flugplatz Baltringen (Mietingen und Baltringen sind Nachbardörfer und beide am Flugplatz gelegen) einen

Kleiderschrank „organisiert“ hatte. Ich wertete dies keinesfalls als Diebstahl, vielmehr angesichts der ohnehin ungeklärten Verhältnisse als entschuldbares Tun in größter materieller Not. Ich weiß bis heute nicht, wer die Anzeige lanciert hatte. War es etwa mein Bauer *Bammert*, mit dem ich gegensätzliche Auffassungen zum verlorenen Krieg austrug und der im Blick auf die ehemalige Zugehörigkeit Oberschwabens zu Vorderösterreich den Anschluss an Österreich wünschte?

Ich fuhr nun zum landwirtschaftlichen Anwesen *Bammert* und stand in unserem Zimmer einem Gendarmeriemeister gegenüber, den ich zu kennen glaubte. Ehe ich etwas dazu sagen konnte, begann *Gendarmeriemeister Fehr* mit der Frage, woher wir uns wohl kennen würden. Die Erklärung gab er selbst: Er war während des Krieges auf dem Flugplatz Freiburg Tankwart. Also hatte er dort mehrmals mein Flugzeug betankt. Wir kannten uns allerdings nicht näher.

Er berichtete sogleich von sich, dass er immer Kommunist gewesen und von den Franzosen als stellvertretender Stadtkommandant in Laupheim eingesetzt worden sei. Nun sei er hier, um seinen Aufgaben nachzugehen. Der Schrank wurde tatsächlich weggenommen; aber eine Anzeige unterblieb.

Im Laufe des Gesprächs erkannte er meine persönliche Lage und war - wohl angesichts der hochschwangeren *Gisela* - bereit, mir zu helfen. Und dann kam die höchst verwunderliche Frage: „Willst Du nicht zur Polizei?“. Ich war zunächst ob des Du ein wenig verduzt, aber versuchte, sogleich eine Antwort zu geben: „Natürlich, würde ich schon. Aber dies scheint wohl unmöglich; denn ich war Offizier, und außerdem bin ich Preuße.“ In Wahrheit hatte ich die Möglichkeit eines solch überraschenden Angebots nie einkalkuliert.

Er schob diese Bedenken beiseite und sagte etwa: „Ich bin mit dem französischen Sicherheitsoffizier des Kreises, *Leutnant Megel*, befreundet. Ich werde mit ihm reden.“

Wenige Tage später bekam ich tatsächlich für den Abend eine Einbestellung in das französische Kasino. Ich wurde *Leutnant Megel* vorgestellt; wir unterhielten uns, er in perfektem Deutsch; ich berichtete aus meinem Leben. Vielleicht war der Hinweis, dass ich unter französischer Herrschaft im Memelland geboren wurde, ausschlaggebend dafür, dass er zu dem guten Schluss kam: „Sie werden bei der Gendarmerie eingestellt!“

Ich war „von den Socken“. Auch wenn ich noch gar nicht wagte, mir vorzustellen, wie ich mit diesem Beruf zurecht kommen würde, weil er mir so wesensfremd schien, so war ich doch froh, zumindest für die nächste Zeit ein Einkommen zu haben, um den Unterhalt für die Familie zu bestreiten. Es war die Rede von zunächst 150 Reichsmark monatlich.

Landrat Fritz Erler

Am 1. Oktober 1945 begann der Weg in der Polizei. Noch in Zivil (in der entsprechend vom Dorfschneider in Mietingen getrimmten Leutnantsuniform) meldete ich mich im Landratsamt Biberach/Riss und wurde mit drei weiteren „Einberufenen“ in das Zimmer des Landrats gebeten. Dieser war kein Geringerer als einer der späteren Großen der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands: *Fritz Erler*. Mit einer Verpflichtung zum Dienst der Gendarmerie im Landkreis gab er Hinweise zur Aufgabe der Polizei in einem demokratischen Staatswesen.

Ich hatte noch nie einen Menschen mit einer solchen Überzeugungskraft über die Funktion des Staates reden hören und war derart beeindruckt, so dass mich diese Einführung gleichsam in die Pflicht nahm, für diesen Staat einzutreten. Damit wurden die ersten Elemente meines Verständnisses von der Funktion des demokratischen Staatswesens gelegt, die ich dann nicht nur selbst vertreten habe, sondern sie später über Veröffentlichungen in der Polizei verbreiten konnte.

Sicherlich hatte mein Vater, der ein überzeugter Kommunalpolitiker war, unbewusst ein paar demokratische Grundregeln vermittelt, die allerdings nicht verfestigt waren. Deshalb wurde die Begegnung mit Landrat *Fritz Erler* zu einem wegweisenden Schlüsselerlebnis. Wenige Wochen später wurde *Fritz Erler*, der die deutschen Positionen gegenüber den Franzosen mannhaft vertrat, von der Besatzungsmacht als Landrat abgelöst. In Pforzheim machte er einen Neuanfang und war in den folgenden Jahren Bundestagsabgeordneter und der große Wortführer der SPD.

Erste Gehversuche bei der Polizei

Ich wurde Postenführer des Einmann-Postens Mietingen mit der Bezeichnung „Hilfsgendarm“. Ich war folglich mein eigener „Führer“. Zum Postenbereich zählten die Gemeinden Mietingen, Baltringen und Walpertshofen, zusammen etwa 3000 Einwohner. Der Posten war Teil des Polizei-Kommissariats Laupheim, darüber stand als übergeordnete Dienststelle das Oberkommissariat Biberach mit der Zuständigkeit für den gesamten Landkreis. Das Polizei-Kommissariat Laupheim führte ein *Polizeikommissar Schulz*, den ich nur schwätzend und mit der Zigarette in der Hand erlebt habe. In dienstlichen Angelegenheiten vertrat ihn *Polizeimeister Balle*, mit dem man es dann auch zu tun hatte. Das Oberkommissariat wurde von *Oberkommissar Hans Sproll* geleitet, einem Neffen des damaligen *Bischofs Sproll*, der wegen seines Widerstandes gegen das Naziregime in den letzten Kriegsjahren in ein Kloster verbannt worden war und nunmehr hohes Ansehen genoss.

Ich wurde mit einer tressenlosen alten Polizeiuniform ausgestattet; ein Ärmelstreifen „Gendarmerie“ wies mich als Polizeiangehörigen aus. Eine Bewaffnung gab es nicht, obwohl in den ersten Monaten bewaffnete Polen den Bereich unsicher machten. Ein Pfarrer meinte scherzhaft: „Sie sind ja mit einem Taschentuch ausgerüstet, das müsste genügen“. Die Büroausstattung war nicht nur dürftig; es war so gut wie nichts vorhanden außer einem von *Schwarz* kommentierten Strafgesetzbuch. Dieses habe ich eifrig studiert und war nach wenigen Wochen in der Lage, bei Gesprächen in der Polizeiabteilung Laupheim einiges Wissen vorzuweisen. Bei späteren Unterrichten machte ich bei der Behandlung der Schuldfrage ganz wesentliche Fehler, weil der Kommentar überholt, die Rechtsprechung neue Wege gegangen war. Dies ist aber niemandem aufgefallen.

Man nahm mich ernst, nachdem ich handschriftlich einige Berichte und sogar eine Diebstahlsanzeige mit der Feststellung des Täters und seinem Geständnis vorlegen konnte. Der Beruf schien schon nach wenigen Wochen gesichert. Dennoch plagten mich Zweifel, ob dies mein Weg sein sollte, zumal *Polizeimeister Balle* wiederholt meine Berichte korrigierte, dabei nichts Rechtliches beanstandete, vielmehr meine Orthographie; es passte mir nicht, dass Fehler hineinkorrigiert wurden. Wir mochten uns auch sonst nicht so sehr. Er wollte vermutlich damit mir gegenüber seinen Vorgesetztenstatus deutlich machen. Ich durfte darüber nicht weiter nachdenken, wenn ich den Weg nicht selbst gefährden wollte.

Ich machte fleißig Streifengänge, zunächst nur zu Fuß, weil ich über kein Fortbewegungsmittel - nicht einmal über ein Fahrrad - verfügte. Auf einen entsprechenden Hinweis meinte *Polizeioberkommissar Sproll*: „Es gibt ja ein Reichsleistungsgesetz; Sie können für dienstliche Zwecke ein Fahrrad ohne weiteres bei einem Fahrradbesitzer beschlagnahmen“. Ich habe dies dann getan, wenn auch schweren Herzens, habe dabei bewusst meine Wohngemeinde Mietingen ausgespart. Der Bürgermeister von Baltringen - in Wirklichkeit leitete seine Schwester die Gemeinde - nannte mir nach der Schilderung meines Anliegens einen bestimmten Landwirt, der wohl mit den Nazis sympathisiert hatte. Das bei ihm beschlagnahmte Fahrrad hatte allerdings einen defekten Vorderreifen, den ich sodann bei einem anderen Landwirt auf die gleiche

Weise organisieren musste, der jedoch nur sehr bedingt zum Fahrrad passte. *Oberkommissar Sproll* war ungehalten, als ich zwei Bescheinigungen über Leistungsanforderungen verlangte. Ihm blieb nichts anderes übrig, als sie auszustellen. Ich wollte die Bürger so wenig wie möglich in Anspruch nehmen. Offensichtlich gehörte der „Grundsatz des Einsatzes des geringsten Mittels zur Erreichung des polizeilichen Zwecks“ zu meinem Wesen.

Mulmig wurde es mir bei den Streifen stets, wenn ich auf der Landstraße Menschen begegnete, die ihrem Gehabe nach ehemalige Zwangsarbeiter waren und die mir durch ihr Verhalten deutlich machten, dass ich es ja nicht wagen sollte, sie zu kontrollieren. Mir war bekannt, dass sie in solchen Fällen zur Schusswaffe griffen und rücksichtslos schossen. Es hatte in Nordwürttemberg bei einer solchen Kontrolle bereits Tote gegeben. Ich fuhr deshalb an ihnen vorbei, ohne sie eines Blickes zu würdigen. Mein Leben wollte ich nicht aufs Spiel setzen.

Nachtstreifen führte ich zusammen mit einem Kollegen namens *Mauch* vom Polizeiposten Schwendi durch; die Furcht vor Zwischenfällen wurde dadurch halbiert, wenn auch die Fahrten zum Treffpunkt nicht ungefährlicher waren. Oft kam ich durchfroh heim und wusste dann die Nähe *Giselas* zu schätzen, deren warmes Bett mich wieder zu wohliger Körpertemperatur kommen ließ. Wir besaßen nicht einmal ungehalten, als ich zwei Bescheinigungen über Leistungsanforderungen

Es war ungewöhnlich, dass ich trotz meiner nordostdeutschen Herkunft das Vertrauen und den Respekt der schwäbischen Einwohnerschaft recht bald gewann und sehr zuvorkommend und freundlich behandelt wurde. Ich musste mich erst gar nicht mühen, Schwäbisch zu sprechen; ich hätte mich damit auch nur lächerlich gemacht. Wichtig war, dass ich den Schwaben verstand; rasch schwanden die anfänglichen Schwierigkeiten.

Das Hineinfinden in die neuen Verhältnisse erleichterte ganz wesentlich Bürgermeister *Demuth*, der auch einen Auftritt von mir anlässlich eines Theaterabends mit dem damals vom Rundfunk her bekannten Kabarettisten *Hofele* aus Stuttgart, seinem Kriegskameraden, ohne mein Zutun arrangiert hatte. Ich saß neben ihm und wurde ganz unvermittelt im kleinen Saal des Gasthauses „Adler“ auf die Bühne gebeten, um die Partnerin des *Hofele* mit dem Satz zu konfrontieren. „Mariele, magscht mi?“ Mein Schwäbisch klang trotz einiger Ansätze nicht sehr überzeugend; doch die gute Atmosphäre dieses kleinen Spiels übertrug sich auch auf das Verhältnis der Mietinger zu mir, so dass ich fortan nicht nur bekannt, sondern auch stets von einer freundlichen Atmosphäre- umgeben war.

Anfänge einer Laufbahn

Ich war ein „nichtgelernter“ Polizist. Einiges hatte ich mir aus Büchern, aus dem Unterricht bei *Polizeimeister Balle* und aus dem praktischen Dienst mit anderen angeeignet. Ich konnte einigermaßen bestehen, weniger vor mir selbst als vor den anderen. Ich spähte deshalb immer noch nach anderen Möglichkeiten, so etwa als Hilfslehrer verwendet zu werden. Die Kultusabteilung in Tübingen stellte Kandidaten ein. Ich meldete mich, erhielt jedoch keine Nachricht.

Im Jahr 1946 begann die Landespolizeidirektion Tübingen, zuständig für die Polizei im Teil Südwürttemberg-Hohenzollern der französischen Besatzungszone, systematisch mit der Organisation der Polizei. Auch Auswahl und Ausbildung wurden zentral angegangen. Ich kam zum ersten Auswahllehrgang auf den Schadenweiler Hof nach Rottenburg. Den an zwei Tagen durchgeführten Test bestand ich als Bester. Insbesondere wurde die Behandlung des Aufsatzthemas „Heimat“ als herausragend bewertet. Lehrgänge folgten,

die ich ohne Ausnahme an der Spitze beschloss. Und bereits im Jahre 1946 erhielt ich eine Lehrgangsbeurteilung, die nicht nur feststellte, dass ich mit meiner Leistung mit Abstand ganz vorn stehe, sondern dass ich gefördert und mit besonderen Aufgaben betraut werden müsse. Meine Zuversicht stieg, meinen Weg auch in der Polizei zu machen.

Und als der oberste Chef der Polizei in Südwürttemberg-Hohenzollern - *Landespolizeidirektor Härter* - erfuhr, dass ich mit dem Gedanken spiele, als Hilfslehrer in den Kultusbereich zu wechseln, suchte er mich an einem Sonntagnachmittag in Mietingen auf und beschwor mich, bei der Polizei zu bleiben. Mein Weg schien nun vorgegeben, auch wenn er lang, mühsam und gelegentlich schwer werden sollte.

Ein weiteres Mittel setzte ich bewusst ein: Es erschienen etwa ab 1949 Fachzeitschriften, die jeweils Prüfungsaufgaben zur Lösung polizeilicher Sachverhalte enthielten. Man konnte die Lösungen einschicken und hatte die Chance, ein Buchgeschenk als Preis zu erhalten. Ich habe mich immer wieder beteiligt, und immer wieder erwarb ich den Preis, bis mir mein Landespolizeidirektor *Dr. Schäfer* eines Tages sagte: „Herr *Mikuteit*, lassen Sie jetzt das Lösen von Aufgaben; Sie haben ausreichend bewiesen, dass Sie dies können; wagen Sie sich jetzt selber an die Behandlung polizeilicher Themen“.

Der Fluss der Feder

Ich fragte mich immer wieder, weshalb ich in den schriftlichen Prüfungsarbeiten in allen folgenden Lehrgängen - einschließlich des Lehrgangs zum Polizeirat - stets die besten Noten hatte. Dies konnte nicht nur an Fleiß und Intelligenz liegen. Eine Erklärung drängte sich auf, die ich später einmal mit *Landespolizeidirektor Dr. Schäfer* diskutierte: Ich besaß die Fähigkeit, die bereits gedanklich formulierten Überlegungen, die sich aus der Aufgabenstellung ergaben, dem Fluss der Feder anzupassen, so dass ich in der vorgegebenen Zeit, - meist sogar früher - alles zu Papier gebracht hatte. Ich musste nicht erst noch lange überlegen, wenn ich das Schreibutensil in der Hand hielt. Die anderen wälzten sich meist noch in Gedanken, während ich schon fertig war.

Der unaufgeklärte Mord in Mietingen

Ein junges, schwangeres Mädchen wurde zum Herbstanfang 1946 am Ortsrand von Mietingen erdrosselt aufgefunden. Ich bekam diese Nachricht von einem Bauern überbracht, der die Tote auf seinem Acker gefunden hatte. Dieser Fall ging über meine Zuständigkeit und meine Kenntnisse hinaus. Ich verständigte die Kriminalpolizei in Biberach/Riss und Ravensburg und übergab ihr einen Bericht über meine ersten Feststellungen, auch Mutmaßungen, soweit ich sie von Bewohnern gehört hatte. Selbst der Pfarrer hatte seine Ansichten zum möglichen Täterkreis geäußert. Offensichtlich war es ein Beziehungs- oder auch Beseitigungsmord.

Dieser Mord wurde nicht aufgeklärt. Heute wäre es ein Leichtes, über Genspuren - „genetischer Fingerabdruck“ - auf den Täter zu schließen.

Mein Bericht löste das Interesse des damaligen Chefs der Kriminalpolizei in Ravensburg, *Kriminalhauptkommissar Dorsch*, an mir aus. Ich lehnte jedoch den Wechsel zur Kriminalpolizei ab, weil ich mir größere Chancen bei der Gendarmerie bzw. Schutzpolizei ausrechnen durfte.

Kriminalrat Dorsch übrigens, in den Sechzigerjahren in leitender Position der Kriminalpolizei bei der Landespolizeidirektion Tübingen, sah sich wegen der Verstrickungen seiner Polizeieinheit bei Massenerschießungen während des Russlandfeldzuges einem strafrechtlichen Verfahren ausgesetzt und setzte seinem Leben ein Ende.

Neue Dienstorte

Ochsenhausen - Spaichingen - Rottweil

Ab 1. April 1948 führte ich den fünfmännigen Posten in Ochsenhausen, ab 1951 den zehnmannigen in Spaichingen, Kreis Tuttlingen. Überall gab es interessante Kriminalfälle wie Brandstiftung, nichtnatürliche Todesfälle, sogar einen Fall des Exorzismus. Auch einige schwere Verkehrsunfälle musste ich polizeilich bearbeiten und die Anzeigen bzw. Berichte der Staatsanwaltschaft vorlegen.

Bei der Kriminalpolizei in Rottweil

Landespolizeidirektor Dr. Schäfer wollte mich wohl zu einem Allroundman machen und ordnete eine sechsmonatige Verwendung beim Kriminalkommissariat Rottweil an. Ich pendelte jeden Tag mit der Bahn zwischen Spaichingen und Rottweil. Wie so oft im Leben stand mir auch bei den Ermittlungen das Glück zur Seite. Ich löste so gut wie alle mir aufgetragenen Fälle, Diebstähle, Betrügereien, Unterschlagungen. *Bei der Kriminalpolizei in Rottweil*

Landespolizeidirektor Dr. Schäfer wollte mich wohl zu einem Allroundman machen und ordnete eine sechsmonatige Verwendung beim Kriminalkommissariat Rottweil an. Ich pendelte jeden Tag mit der Bahn zwischen Spaichingen und Rottweil. Wie so oft im Leben stand mir auch bei den Ermittlungen das Glück zur Seite. Ich löste so gut wie alle mir aufgetragenen Fälle, Diebstähle, Betrügereien, Unterschlagungen.

Der Kommissarslehrgang

Im Herbst 1951 wurde endlich wahr, was lange versprochen war: der Beginn des Lehrgangs für den gehobenen Polizeivollzugsdienst. Es waren alles verdiente Polizeibeamte mit 45 und mehr Lebensjahren, die erneut die Schulbank drücken mussten. Ich war der jüngste mit 31 Jahren, der nächstjüngere war *Konrad Barwitzky* aus Esslingen, mit dem ich freundschaftliche Bande knüpfte, die heute noch mit ihm und seiner Frau *Gerti* bestehen. Vielen älteren Kollegen fiel der Lehrgang schwer; ich habe versucht, ihnen zu helfen, was mir *Dr. Schäfer* hoch anrechnete; ich sei allem Anschein nach kein reiner Ehrgeizling, so stellte er mit Befriedigung fest.

Im April 1952 wurde die Prüfung abgenommen, die zum Aufstieg bis zum Polizeihauptkommissar und damit zur Leitung eines Kreiskommissariats berechtigte. Ich stellte mir vor, einmal Chef der Polizei in Friedrichshafen oder Ravensburg zu sein. Den Lehrgang beschloss ich als Bester und begründete damit weitere gute Chancen.

Vielseitige Verwendungen

So kam ich in die schöne mittelalterliche Stadt Rottweil, eine Freie Reichsstadt, auf deren römische Ursprünge man noch heute stößt. Dieses Städtchen gefiel mir sehr. Die Diensträume befanden sich in einer Villa, die ein Fabrikant im Gründerstil hatte errichten lassen. Ein riesiges Mosaik mit Motiven aus der Antike zierte die Eingangshalle. Ich fand ordentliche dienstliche Verhältnisse vor. *Frau Görke* stand mir als Sekretärin zur Verfügung. Es war nicht immer leicht, mit dieser streitbaren Frau klar zu kommen. Der Dienst lief für die Vollzugsbeamten im Zweischichtendienst rund um die Uhr, an allen Werk-, Sonn- und Feiertagen; ein sehr anstrengender Dienst. Damals gab es noch nicht die Vierzigstundenwoche (oder gar weniger). Ich habe Nachtstreifen mitgemacht, Schwerpunkte der Kontrollen gesetzt und damit bei den Beamten Anerkennung und Vertrauen gefunden. Wenn es besondere Ereignisse gab, wie etwa tödliche

Verkehrsunfälle, wurde ich stets hinzugerufen. Da der Leiter des Kreiskommissariats kein starker Mann war, habe ich vieles an seiner Stelle geregelt oder vertreten. Dies lag ganz im Sinne der Landespolizeidirektion.

Meine Vortragstätigkeit beschränkte sich nicht auf Rottweil und auf die Polizei. In Vortragsreihen etwa der ÖTV in Schwenningen war ich über Monate fest verpflichtet. Deshalb war ich veranlasst, viel über gesellschaftspolitische Verhältnisse und Strömungen zu lesen und zu erfahren und besuchte entsprechende Veranstaltungen. Dies sollte vor allem für die wenig später folgende Verwendung als Polizeifachlehrer an der Polizeischule in Freiburg von großem Nutzen sein.

Eine unerfreuliche Begegnung

Per Zufall begegnete ich einem Mann namens *Banholzer*, der beim Finanzamt Rottweil tätig war. Ich hatte an den ehemaligen Hauptmann auf dem Flugplatz Freiburg keine guten Erinnerungen (siehe oben „Erschießungskommando“). Wenige Wochen später berichteten die Zeitungen, dass *Banholzer* wegen von ihm angeordneter Erschießungen von Fahnenflüchtigen und Saboteuren in den letzten Kriegstagen festgenommen worden sei. Ich musste daran denken, dass mir das gleiche Schicksal geblüht hätte, wenn ich unter den Umständen der letzten Kriegstage ihm begegnet wäre. *Banholzer* wurde verurteilt; ich habe ihn nicht mehr gesehen.

Die Sehnsucht nach Freiburg erfüllt sich



Das schöne Freiburg, meine neue Heimat

Schon 1941 regte sich der Gedanke, Freiburg mit dem eigenen Leben zu verbinden. Ich war damals Pilot, Beobachter und Navigationslehrer an der neu eingerichteten Fallschirmkampfbeobachter-Schule und dachte an ein Studium nach dem Krieg in dieser Stadt. Dieser Wunsch, nach Freiburg zu kommen, sollte unter völlig anderen Vorzeichen Wirklichkeit werden. *Mein großer Förderer Dr. Friedrich Schäfer*



Das neue Land Baden- Württemberg

Die Vereinigung der drei Länder Württemberg-Baden, Südwürttemberg-Hohenzollern und Südbaden zum Südweststaat im März 1952 erschloss auch der Polizei völlig neue Möglichkeiten. Die Gründung einer für das ganze Land zuständigen Polizeischule in Freiburg öffnete mir die Tür für eine interessante und den weiteren beruflichen Weg qualifizierende Tätigkeit.

Landespolizeidirektor. Dr. Schäfer hatte mich nach dem Kommissars-Lehrgang als Vertreter der Exekutive in die Prüfungskommission für die Polizeifachlehrgänge an der Polizeischule Rottenburg/ Schadenweilerhof berufen. Damit bekam ich Einblicke in das Ausbildungswesen der Polizei. Bald sollte ich unmittelbar daran beteiligt werden.

Nach der Bildung des Südweststaats wurde *Dr. Friedrich Schäfer* in Personalunion Chef der Polizei im Regierungsbezirk Südbaden und gleichzeitig der Landes-Polizeischule. Und schon erging der Ruf an mich, als Polizeifachlehrer in Freiburg tätig zu werden. Die

Schule wurde am 1.10.1954 eröffnet. Mein Weg an dieser Polizeieinrichtung begann am 1. 04.1955.

Polizeifachlehrer

Entsprechend meinen bereits in Veröffentlichungen gezeigten Neigungen wurde ich als Fachlehrer für Staatsbürgerkunde und für Polizeirecht eingesetzt. Das weite Polizeirecht forderte viel Vorbereitung, das Fach Staatsbürgerkunde war mir auf den Leib geschnitten; denn Verfassungsrecht, Geschichte und Zeitgeschehen in einen Zusammenhang zu stellen, weckte mein besonderes Interesse. Da ich auch außer angelesener Pädagogik gefühlsmäßig für das Vermitteln von Wissen eine Ader besaß, - wahrscheinlich, weil unter meinen Vorfahren mütterlicherseits die Pädagogen stark vertreten waren und ich möglicherweise eine solche Veranlagung genbedingt in mir beherbergte -, kam ich in den Lehrgangsklassen gut an. Bald hatte ich einen Ruf zu verteidigen, der noch mehr Bedeutung gewann, als ich vornehmlich in den Lehrgängen des gehobenen Dienstes unterrichtete

Der Weg zum Polizeirat

Ich wollte in den höheren Dienst. Die Ära *Heizmann* hatte mich in der noch von *Dr. Schäfer* ausgehenden Planung zurückgeworfen. Nun unterstützte *-Polizeiobererrat Mauch* meinen Weg dorthin.

Vom 7. Januar bis 12. Juni 1963 besuchte ich am Polizeiinstitut-Hiltrup bei Münster den 19. Polizeiratsanwärter-Lehrgang, der von allen Bundesländern und dem Bund besickt wurde. Ich beschloss diesen Lehrgang als Bester, worauf der Leiter des Instituts, *Präsident Schorn*, mir sogleich eine Stelle als Dozent anbot. Mich aber drängte es wieder nach Freiburg, zumal es auch nicht im Sinne der Personalplanung des Innenministeriums gewesen wäre, wenn ich mich von Baden - Württemberg verabschiedet hätte.

Der „Mikomata“

Die Auseinandersetzung mit dem Kommunismus/Sozialismus sowjetischer Prägung spielte in der Konfrontation zwischen West und Ost jener Jahre eine große Rolle. Die Bundesrepublik als Nachbar der DDR, an der Nahtstelle zweier grundsätzlich unterschiedlicher Weltanschauungen, musste sich in besonderer Weise wappnen, um mit ihren Grundüberzeugungen bestehen zu können.

Deshalb gehörten solide Kenntnisse über die Grundideen der kommunistischen Lehre und ihre Widersprüche zum Wissen eines jeden Polizeibeamten, vornehmlich im gehobenen und höheren Dienst. Der Schulleiter *Erich Mauch* entsandte mich zu einem Seminar beim Institut für Ostkunde in Köln, das der damals kundigste Wissenschaftler auf diesem Feld, der Jesuitenpater *Professor Bochenski* leitete.

Mit diesem reichen und fundierten Wissen ausgestattet, gestaltete ich die Staatsbürgerkunde in diesem Sektor allem Anschein nach so überzeugend, dass man nicht mehr von Diamat (Dialektischer Materialismus) und Histomat (Historischer Materialismus) sprach, sondern vom „Mikomata“. Mancher Lehrgangsteilnehmer sprach mich noch viele Jahre später daraufhin an und erklärte, dass er den Zusammenbruch der kommunistischen Ideologie sich deshalb erklären konnte, weil ihm seinerzeit das notwendige Wissen vermittelt, die Brüchigkeit der ideologischen Grundlagen verdeutlicht wurden.

Neue dienstliche Aufgaben

Direktion der Bereitschaftspolizei

Es war mir bewusst, dass ich auf dem Posten des stellvertretenden Schulleiters nicht lange verbleiben konnte. 1965 entsandte mich das Innenministerium nach Göppingen zur Direktion der Bereitschaftspolizei.

Ministerialdirigent Dr. Otto Kienle kannte meine persönlichen Verhältnisse. Oft saß *Gisela* bei Veranstaltungen der Schule in seiner Nähe und erzählte ihm wohl manches aus ihrem Wirkungskreis und von der Situation der großen Familie. Man hatte Verständnis dafür, dass ich nicht nach Göppingen umziehen, sondern einen getrennten Haushalt in Kauf nehmen wollte, damit die Familie im neuen Zuhause weiterleben konnte. Und so gab es eine Wochenendehe über fast fünf Jahre. 250 km war der einfache Weg dorthin; und an jedem Freitagabend ging's nach Wildtal, an jedem frühen Montagmorgen wieder nach Göppingen zurück.

Die Autobahnen waren bei weitem nicht so stark befahren wie heute, oft waren - je nach Tageszeit - nur wenige auf der Straße, so dass man glaubte, allein unterwegs zu sein. Die Fahrten wurden kaum jemals zur Strapaze.

Ein Leitfaden für Staatsbürgerkunde

In Göppingen fand ich die Zeit, einen alle wesentlichen Bereiche erfassenden Leitfaden für Staatsbürgerkunde für den Verwaltungsdienst zu erarbeiten. Dabei konnte ich mich auf den bereits für das Polizeihandbuch erarbeiteten Teil stützen, der Fragen des staatsbürgerkundlichen Grundwissens abhandelte. Der Kohlhammer Verlag Stuttgart zeigte sich ob des offensichtlich gelungenen Werks daran interessiert, die Ausführungen in einer eigenen Ausgabe zu veröffentlichen. Das kleine Werk erschien in mehreren Auflagen und wurde nicht nur von Verwaltungs- und Polizeibeamten verwendet, sondern fand auch Verbreitung bei Schülern und Studenten. Gerade dieses Werk hat mir viel Lob - selbst vom heutigen *Bundespräsidenten Herzog*, dem ehemaligen *Ministerpräsidenten Lothar Späth* und vielen Politikern, namentlich von dem damaligen *Innenminister Krause* - eingebracht, aber auch manchen kritischen Beitrag von Männern der 1968er-Generation wegen meiner angeblich zum Ausdruck kommenden grundkonservativen Auffassungen - dies insbesondere im Bereich der wirtschaftspolitischen Vorstellungen - herausgefordert.

Interludium bei der Landespolizeidirektion Stuttgart

Um mich auf die Aufgabe eines Leiters der Schutzpolizei in einem Regierungsbezirk vorzubereiten, wurde ich vom Innenministerium für sechs Wochen zur Landespolizeidirektion Stuttgart abgeordnet. Der Inhaber dieses Amtes, *Polizeidirektor Bormann*, gebürtiger Allensteiner, musste zur Kur. Eine interessante Aufgabe im größten Regierungsbezirk kam auf mich zu. Im Wesentlichen stand Verwaltungsarbeit an, unter anderem die Auseinandersetzung mit Problemen der Personalpolitik. Ich lernte die wichtigen Männer der großen Dienststellen kennen, in vielen Fällen waren es Wiederbegegnungen mit Polizeibeamten, die bei mir in den Lehrgängen auf der Schulbank gesessen hatten.

Ein besonderer Fall ist mir in Erinnerung: Die Ermordung eines jungen Mädchens. *Polizeirat Lankes*, der ein fundiertes Wissen auf dem Gebiete der Jagd besaß und deshalb zum Freundeskreis des *Ministerialdirigenten Dr. Kienle* zählte, leitete die Ermittlungen. Aufgrund von Blutspuren und mit Hilfe einer breit angelegten Entnahme von Blutproben

aller jungen Männer aus dem Dorf kam man auf den Täter. Die heutige Möglichkeit der Genfeststellung hätte die Arbeit sicherlich noch leichter machen können.

Vielfalt der Verwendungen

Ludwig Gantzer hatte mich gegen Ende meiner Göppinger Zeit immer wieder gebeten, als sein Nachfolger zur Verfügung zu stehen. Ich aber war von der Wunschvorstellung beseelt, Nachfolger von *Erich Mauch* zu werden, der als Inspekteur nach Stuttgart gehen sollte. Die Polizeischule in Freiburg war das erklärte Ziel. In Freiburg bzw. Wildtal war meine Familie, war mein Haus, Mittelpunkt meiner Beziehungen. Das hieß, zunächst die Möglichkeit einer Verwendung in Freiburg auszuspähen, bis die Zeit für die endgültige Lösung reif war. Nahezu fünf Jahre hatte ich das Pendeln zwischen Wildtal und Göppingen in Kauf genommen. Ich war froh, als im September 1969 dieser Abschnitt endete, der mir tiefe Einblicke in das polizeiliche Aufgabenfeld vermittelt hatte und auch die Möglichkeit einer Entfaltung bot, die über das Land Baden-Württemberg hinauswirkte. Ich war durch zahlreiche Veröffentlichungen zum Mentor neuer Ausbildungsstrukturen in den Bereitschaftspolizeien der Länder geworden, wobei mich darin der *Inspekteur der Bereitschaftspolizeien der Länder Carl Boysen* beim Bundesinnenministerium unterstützte.

Insbesondere zur Polizei in Bayern entwickelten sich vielfältige Beziehungen, die ich später gut nutzen konnte. Zum damaligen Leiter der Bayerischen Bereitschaftspolizei, *Polizeipräsident Dr. Martin*, baute sich eine freundschaftliches Verhältnis auf, das mir manche frohe und zugleich besinnliche Stunde der Begegnung vermittelte. Anlässlich der Vorbereitung einer größeren Übung der bayerischen und der baden-württembergischen Bereitschaftspolizei in Würzburg meinte er in Anspielung auf die dortigen kriegerischen Auseinandersetzungen im „Deutschen Krieg“ 1866 und auf meine Herkunft: „Das war'n noch Zeit'n, als die Bayern auf die Preiß'n hab'n schießen dürfen“. Das Oktoberfest in München wurde durch ihn zu einem Erlebnis besonderer Art. Der Tisch bei den „Paulanern“ zog Gäste an, die mir dem Namen nach aus den Medien bekannt waren: große Mimen, Künstler, auch Politiker.

Die schönsten Dienstjahre in Freiburg

Um in Freiburg wieder Fuß zu fassen, visierte ich die Stelle des Leiters I (Schutzpolizei) bei der Landespolizeidirektion Südbaden an. Die aktive Dienstzeit des *Polizeidirektor Erich Heisch* endete mit Ablauf des Monats September 1969. Ich suchte die Gelegenheit eines Gesprächs mit dem damaligen *Landespolizeipräsidenten Günter Wöhrle*, das sehr positiv verlief.

Ich besaß viel Freiheit, um meine Aufgaben der inneren Sicherheit im schutzpolizeilichen Bereich wahrnehmen zu können. Ich verfügte über ausgezeichnete Mitarbeiter - ein Verdienst meines Vorgängers *Heisch*. Kein schöneres Land konnte man sich vorstellen, in dem ich wirken durfte: von Rastatt bis Überlingen und Meersburg, Schwarzwald und Bodensee, Weinland, von der Sonne verwöhnt. Da lief das Herz über, zumal ich Gelegenheit fand, von den Herren Landräten mit den Besonderheiten oder gar Kleinodien der einzelnen Bereiche vertraut gemacht zu werden. Unvergesslich ist mir *Landrat Trippel*, mit dessen Weggang fast zeitgleich als Konsequenz der Verwaltungsreform 1972 der Landkreis Bühl verschwand. Begegnungen mit dem Landrat von Überlingen *Karl Schiess* verliefen dank der Vermittlung des dort wirkenden überaus tüchtigen *Kommissariatsleiters Gustav Kümmerle* besonders fruchtbar und zugleich freundschaftlich.

Ich habe mit Interesse die unterschiedlichen Interessen und Auffassungen der „Kreisfürsten“ feststellen können und deshalb manche Begegnung im Gedächtnis behalten.

Bewährungen und neue Wege

Ich kann nur wenige Ereignisse und Vorgänge schildern, die in meinen Augen wesentlich waren, eine überregionale Bedeutung hatten und die mich in und zu meiner Arbeit Vertrauen finden ließen.

Eisenbahnunglück Rheinweiler

Am 21. Juli 1971, einem strahlenden Sommertag, 13.22 Uhr, entgleiste auf der Rheintalbahn in unmittelbarer Nähe des Bahnhofs Rheinweiler der „Schweiz-Express“ D 370. 23 Tote, 122 Verletzte, Sachschaden in Millionenhöhe. Ein zu schnelles Einfahren in eine Rechtskurve (etwa 140 km/h anstatt vorgeschriebenen 75 km/h) war die Ursache. Der Lokführer war unter den Toten; die Frage der Schuld blieb deshalb letztlich ungeklärt.

Ich befand mich mit meinem Dienstwagen mit Fahrer zufällig auf einer Dienstfahrt in der Stadt Freiburg, als mich über Funk diese Nachricht erreichte. Mit Blaulicht und Martinshorn ging es zum etwa 45 km entfernten Katastrophenort. An Ort und Stelle bot sich ein Bild des Grauens. Zahlreiche Helfer waren bereits im Einsatz. Jede für Katastropheneinsätze zuständige Organisation wie Rotes Kreuz, Feuerwehr, Schutz- und Kriminalpolizei und auch Katastrophenschutz des Kreises arbeitete tüchtig und erfolgreich, soweit es um die Bergung der Verletzten und Leichen ging. Es gab nach meinen ersten Feststellungen jedoch keine Koordination, für die den Richtlinien zufolge eigentlich der Bürgermeister zuständig gewesen wäre. Der aber hatte standesamtliche Pflichten wie die Registrierung der Toten und Ausstellung entsprechender Dokumente. Der Landrat des Kreises Müllheim saß mit einigen Mitarbeitern in einem Zimmer des Rathauses, ohne jedoch die Dinge in die Hand zu nehmen. In dieser Situation entschied ich über die Leitung und ordnete eine Besprechung aller Leiter der einzelnen Dienste an, um ein koordiniertes Handeln zu erreichen. Und das klappte auch. Gegen Abend kam *Innenminister Krause* mit dem englischen Generalkonsul (es waren mehrere Engländer unter den Toten), später dann *Ministerpräsident Dr. Filbinger*, denen ich Bericht erstattete.

Die Toten wurden in der Turnhalle „aufgereiht“; bei einer Zählung schien ein Toter zu viel zu sein. Man hatte die Leichenteile nicht richtig zugeordnet. Der Polizeiarzt kam noch rechtzeitig dahinter. Die Verletzten waren rasch in die Krankenhäuser, vor allem nach Freiburg verbracht worden.

Der schnell anlaufende und damit „erfolgreiche“ Katastropheneinsatz war einem glücklichen Umstand zuzuschreiben: Just zum Zeitpunkt, als der Zug die Böschung herunterstürzte, fuhr ein Bus der Landes-Polizeischule mit Kriminalbeamten, die auf dem Weg nach Basel waren, in gleicher Höhe auf der Autobahn. Der Bus stoppte sofort. Die Beamten liefen zur Unglücksstelle den Hang hoch und leiteten unverzüglich die ersten Rettungsmaßnahmen ein.

Den Helfern und Rettern wurde Lob gezollt. Auch ich erhielt Dankschreiben des Ministers und des britischen Generalkonsuls.

Meine Erfahrungen legte ich in einem Bericht an das Innenministerium nieder, der vor allem das Interesse der zuständigen Abteilung des IM weckte. Er bewirkte eine Änderung der Richtlinien über den Katastrophenschutz.

Das Ei im Kuckucksnest des Innenministeriums

Eine Initiative zur Verbesserung der Trageweise der Dienstwaffe, um sie schneller ziehen zu können, und die weitere Forderung nach einer kaliberstärkeren Waffe versetzte das Innenministerium in Unruhe. Eine Umfrage unter den Polizeibeamten hatte diese Forderungen deutlich werden lassen. Mit einem Waffenexperten hatte ich auf einem Schießstand Vergleichsschießen durchführen lassen, wobei die Vorteile einer anderen Trageweise überdeutlich wurden.

Das Ministerium reagierte zunächst ein wenig sauer, machte sich jedoch aufgrund des vorgelegten Berichts die von uns gewonnene Überzeugung zu eigen. Die kaliberstärkere Polizeiwaffe sollte dann während meiner Amtszeit als Inspekteur eingeführt werden.

Verbesserung des Arbeitsklimas

Viel wesentlicher war die Schaffung eines Arbeitsklimas in meiner Umgebung und in der Polizei insgesamt, das die Arbeit förderte und Zufriedenheit auslöste. Hatte mein Vorgänger fast ausschließlich den Attributen „Befehl und Gehorsam“, „Amtsautorität und hoheitlicher Anspruch“ Bedeutung zugemessen, so vertrat ich die Prinzipien von Delegation und Mitverantwortung, von Vertrauen und gegenseitiger Achtung. Ich hatte mich dazu in der Fachpresse und auch bei gelegentlichen Interviews geäußert. Ich war bemüht, dies gerade in meinem unmittelbaren Arbeitsfeld deutlich werden zu lassen. Und so sagte etwa der wesentlich ältere Leiter der Polizeidirektion Freiburg, *Fritz Bürgin*, eines Tages zu mir: „Seit Sie da sind, kann ich wieder schlafen!“. Er geriet ob der Polizeieinsätze 1968 in Freiburg in die Defensive, obwohl er zusammen mit seinem damaligen Vertreter, *Polizeioberst Albert Maier*, bemüht war, durch intensive Gespräche mit den Studentenvertretern unter Einbeziehung der Universitätsleitung eine Deeskalation des demonstrativen Aufbegehrens zu erreichen. Dies hatte mein Vorgänger im Amt nicht so gesehen. Man glaubte, allein mit Wasserwerfern und Knüppeln die Lage bereinigen zu sollen. In der Polizeitaktik ging man bereits neue Wege, wobei der psychologischen Wertung polizeilicher Vorgänge mehr und mehr Bedeutung beigemessen wurde.

Ich habe bei meinen Dienstbesuchen mit den Beamten zahlreiche Gespräche geführt und damit den Eindruck bestärkt, dass ich mich um ihre Anliegen kümmere. So kam mir ein Vertrauen entgegen, von dem ich bis zu meinem „dienstlichen Ende“ profitieren konnte. Die Voraussetzungen für die gedeihliche, relativ selbständige Arbeit lagen nicht zuletzt in der Persönlichkeit des *Landespolizeipräsidenten Wöhrle* begründet, der später auch immer wieder davon sprach, dass dies seine schönsten Jahre bei der Polizei waren. Vielleicht war eine gewisse Kongenialität dafür ursächlich. Wir haben uns gegenseitig - dies war mein Eindruck - trotz mancher gegensätzlichen Auffassung im Detail und auch einiger Konfrontationen - sehr geschätzt. Er war zweifellos eine starke Persönlichkeit und sich dieser Eigenschaft auch bewusst.

Gerüstet für Stuttgart

Die vielseitigen Verwendungen, die gründliche Auseinandersetzung mit den Problemen der inneren Sicherheit, insbesondere mit der Lage der Polizei, - beides in zahlreichen Veröffentlichungen auch nach außen getragen - , hatten mich für die Verwendung in der höchsten Position des Polizeivollzugsdienstes beim Innenministerium in Stuttgart reif und fähig gemacht. Wenn auch zunächst in innerem Widerstreit der Gefühle, so stellte ich mich mehr und mehr auf diese neue Aufgabe ein und sah ihr schließlich mit Zuversicht entgegen.

Sicherheitsplan

Das wichtigste Anliegen des Innenministeriums und der Politik war klar umrissen: der von mir bereits 1972 initiierte Sicherheitsplan Baden-Württemberg. Beim Vergleich der Länder war Baden-Württemberg das Schlusslicht sowohl bei der Zahl der Polizeibeamten im Verhältnis zur Einwohnerzahl als auch im Bereich der Ausstattung und selbst in ihrer besoldungsmäßigen Eingruppierung. Folglich musste rasch etwas geschehen. Im Landtag wusste ich den Sicherheitssprecher der CDU - Fraktion, *Robert Ruder*, als drängendes und zugleich stützendes Element, der mit seiner Fraktion die Große Anfrage eingebracht hatte.

Es lagen erste Teilentwürfe vor. Meine Arbeit bestand nun darin, unter wesentlicher Mitarbeit insbesondere des Haushaltsreferats, *Regierungsdirektor Brodbeck*, die Planungen für die nächsten fünf Jahre festzuschreiben. Die Besprechungen - unter Einbeziehung des Finanzministeriums, da ja alles finanziert werden musste - liefen fast täglich und dies über Monate.

Der Sicherheitsplan wurde vom Kabinett am 27. November 1973 gebilligt, nach Vorlage vom Landtag angenommen und damit zur Durchführung freigegeben. Damit stand ein Programm, das eine Verstärkung der Polizei um 5000 Planstellen im Polizeivollzugsdienst bis 1980, die weitere Ausstattung im Fernmelde-, Kraftfahrzeug- und Waffenwesen mit Ausgaben von vielen Millionen vorsah. Das Programm wurde dann auch tatsächlich realisiert. Der Aufwand zur Beseitigung der Defizite im baulichen und personellen Bereich bedurfte immerhin einer Investition von mehr als 380 Millionen, der laufende Aufwand war mit 258 Millionen angesetzt.

Man identifizierte mich mit diesem Programm. So erfuhr ich in kurzer Zeit eine Bestätigung in der Beamtschaft und vor allem in der Politik. *Innenminister Schiess* konnte sich gleichfalls damit brüsten. Alles schien einen günstigen Verlauf zu nehmen. Um es vorwegzunehmen: Dieser Sicherheitsplan I wurde bis zu meinem Ausscheiden voll erfüllt. Die festgelegten Zahlen wurden Jahr für Jahr realisiert, weshalb *Innenminister Schiess* im Frühjahr 1977 im Kabinett den Segen dazu erhielt, einen Sicherheitsplan II aufstellen zu lassen, mit dem im Wesentlichen *Oberregierungsrat Dr. Siehe* befasst war. Ich konnte ihn aufgrund meiner Erfahrungen kräftig unterstützen. Die Verwirklichung dieses zweiten Plans konnte angesichts der finanziellen Entwicklung bis heute nur zum Teil erfüllt werden.

Die Polizeizeitung (DPZ)

Erfahrungen mit einem internen Informationsblatt bei der Polizei hatte ich in Freiburg gemacht. *Landespolizeipräsident Wöhrle* hatte diese Idee 1969 in die Tat umgesetzt. Ich regte beim *Abteilungsleiter* an, auch seitens der obersten Polizeibehörde den Polizeibeamten im ganzen Land mit einer eigenen Zeitung wichtige Informationen zur Verfügung zu stellen.

Das Blatt sollte kein Sprachrohr des Ministers und damit der Politik sein, vielmehr über wesentliche Vorgänge in der Polizei, über Planungen und Absichten der Polizeiführung unterrichten.

Dr. Stümper griff die Idee sofort auf und gewann den besten Mann als Schriftleiter, den man sich in jener Zeit vorstellen konnte: *Eduard Zimmermann*, der beim ZDF die Reihe „XY ungelöst“ moderierte, über große Erfahrungen in der Pressearbeit verfügte und zugleich ein Renommee begründete, um das man die Zeitschrift beneiden konnte.

Die Einsatzkommandos

Eine wichtige Konsequenz aus den Erfahrungen des terroristischen Anschlags auf die israelische Mannschaft anlässlich der Olympiade 1972 in München war die Bildung von Spezialeinheiten. Die Innenministerkonferenz von Bund und Ländern (IMK) hatte dies beschlossen und die Durchführung dem Arbeitskreis II (AK II) - Leiter der Polizeiabteilungen bei den Sicherheitsministerien von Bund und Ländern - zugewiesen. Baden-Württemberg war federführend. Das Land war folglich in der Pflicht, die Richtlinien für den Einsatz von Mobilien Einsatzkommandos (MEK), von Spezialeinsatzkommandos (SEK) und Präzisionsschützenkommandos (PSK) zu erarbeiten. Ein Grobentwurf lag vor. *Ministerialdirigent Dr. Stümper* überließ mir die Feinarbeit. Es war kurz vor Ostern 1973; ich fuhr nicht nach Hause nach Wildtal, sondern verbrachte den Karfreitag und Ostersonntag im Innenministerium am Schreibtisch. Mein zu Papier gebrachter Entwurf bedurfte nur einer kurzen Überarbeitung, ehe er durch die zuständigen Gremien übernommen wurde. Im Wesentlichen gelten diese Richtlinien bundesweit heute noch.

Diese von der Innenministerkonferenz angenommenen Regelungen verpflichteten die Länder, Spezialeinheiten aufzustellen und bereitzuhalten. Baden-Württemberg stellte - im Gegensatz zu den anderen großen Ländern wie NRW - ein einziges Spezialeinsatzkommando auf (mit dem Kommando GSG 9 des Bundesgrenzschutzes vergleichbar), das bei der Bereitschaftspolizei in Göppingen angesiedelt wurde, dem Innenministerium unterstand, rund um die Uhr für den Einsatz bereit war und seine Mobilität dadurch erreichte, dass bei der Hubschrauberstaffel in Echterdingen ein großer Hubschrauber stationiert wurde. Diese Organisation bewährte sich.

UALEX

Die bedrohliche Entwicklung der Sicherheitslage mit den Erscheinungen von eskalierender Gewalt auf den Straßen anlässlich von Großdemonstrationen und das Phänomen des Terrorismus zwangen die Länder zu engster Zusammenarbeit im exekutiven Bereich und zu gegenseitiger Unterstützung. Die verantwortlichen Leiter der Exekutive auf Länderebene mussten bei den Entscheidungen stärker beteiligt und eingebunden werden. Ein dem AKII und mittelbar der IMK zuarbeitendes Organ der leitenden Schutzpolizeibeamten war nach Überwinden einiger Hindernisse in der Gestalt des „Unterausschusses leitender Exekutivbeamten“ – genannt UALEX - das Ergebnis. Baden - Württemberg war dabei Urheber, ein Verdienst vor allem unseres Leiters der Polizeiabteilung, *Landespolizeipräsident Dr. Stümper*.

Die sog. „Frankfurter Vorgänge“ im Jahre 1957 hatten für Irritationen gesorgt, weil die von Gewalt bestimmten Vorgänge in der Innenstadt Frankfurts polizeilich nicht „in den Griff“ zu bekommen waren. Der AKII wies mir den Auftrag zu, mit einer Kommission dieses Geschehen zu analysieren und Vorschläge zu unterbreiten. In zwei oder drei Sitzungen beim Polizeipräsidium Frankfurt waren wir bemüht, alles Wesentliche zu diesem Komplex in einem Bericht zusammenzufassen.

Vorschläge für Verbesserungen wurden unterbreitet. Es ging vor allem um organisatorische Maßnahmen, aber auch um einsatztaktische Modelle. In diesem Zusammenhang kritisierte ich ausdrücklich die Abschaffung der Dienstgradabzeichen in Hessen, die in schwierigen Einsatzsituationen Probleme für die Befehlsverhältnisse entstehen lassen konnte. Die blieb jedoch bei der politischen Führung von Hessen unter dem Einfluss eines gewerkschaftlichen Aktionismus unberücksichtigt.

Das heiße Thema „Atomenergie“

Die Auseinandersetzungen wegen der Errichtung von Kernkraftwerken nahmen Ausmaße an, die die Innere Sicherheit ganz erheblich belasteten. Befürworter und Gegner standen in einem nicht lösbaren Widerstreit, der insbesondere die Gegner der Atomenergie zu Mitteln der Gewalt greifen ließ.

Die Polizei musste in Erfüllung ihres Generalauftrags zur Verhinderung gewaltsamer Aktionen Kräfte in großem Umfang einsetzen, so dass als Folge bedeutsame Bereiche des Sicherheitsauftrags vernachlässigt wurden. Die Kräfte des betroffenen Landes genügten oft nicht; die Länder waren auf gegenseitige Unterstützung angewiesen. Baden - Württemberg beschritt dabei neue Wege. Auf meine Veranlassung wurden erstmals Polizeieinheiten der Bereitschaftspolizei samt Ausrüstung auf dem Schienenweg von Stuttgart zum Einsatzort in Schleswig – Holstein, Brokdorf, transportiert. Schlafwagen wurden eingesetzt, um auf der langen Fahrt und auch über die Einsatzdauer Schlafmöglichkeiten für die eingesetzten Beamten zu sichern. Die Polizeidienstvorschriften bedurften einer Ergänzung, weil diese Art von Beförderung überhaupt nicht geregelt war. Wir waren zunächst auf Anleihen bei der Bundeswehr angewiesen.

Ein von mir vorbereitetes und geleitetes Seminar an der Polizei-Führungsakademie löste besonderes Interesse aus und hatte auch seine politische Bedeutung: Die Sicherung von Kernkraftwerken rückte angesichts der widerstreitenden Interessen mehr und mehr in den Mittelpunkt des sicherheitspolitischen Geschehens. Die Gegner organisierten einen Widerstand, der zunehmend militante Züge aufwies.

Es war wichtig, zunächst einmal grundlegendes Wissen zur Atomenergie zu vermitteln. Ich gewann Referenten, die zur Klärung der Problematik Beiträge leisteten, die mit der Feststellung endeten, dass die Industrie ohne dieses „notwendige Übel“ Nachteile erleiden würde, die die Wettbewerbsfähigkeit der Bundesrepublik in der Weltwirtschaft in Frage stellen würde.

Die Kernfrage, wie es mit der technischen Sicherheit der Kernkraftwerke bestellt ist, wurde von der Industrieseite, wenn auch mit gewissen Einschränkungen, positiv beantwortet. Ihre Argumentation schien mir so überzeugend, so dass ich persönlich im Ergebnis auch eine durchaus befürwortende Wertung übernahm, die trotz Tschernobyl nicht grundsätzlich aufgegeben werden musste. Dennoch befürwortete ich wegen der weiterreichenden Entsorgungsprobleme einen Prozess, der durch eine Neuorientierung der Energiepolitik die Kernkraft entbehrlich macht.

Menetekel „Wyhl“

Ausgangslage

Den Bedarfsberechnungen der Energiewirtschaftsunternehmen zufolge musste in Baden-Württemberg ein weiteres Kernkraftwerk gebaut werden, dessen Standort nördlich des Kaiserstuhls, in der Nähe von Wyhl sein sollte. Die politischen Gremien waren von der Notwendigkeit durch das Badenwerk überzeugt worden; auch der Bürgermeister von Wyhl unterstützte das Projekt. Dieser konnte mit einer erheblichen Verbesserung der wirtschaftlichen und finanziellen Situation seiner Gemeinde und ihrer Bevölkerung rechnen. Es sollten Hunderte neuer Arbeitsplätze entstehen; die Einnahmen aus der Gewerbesteuer hätten sich um ein Vielfaches vermehrt. Im übrigen Umland aber regte sich Unmut, der von Tag zu Tag wuchs und sich zu organisieren begann.

Ministerpräsident Dr. Hans Filbinger identifizierte sich mit dem Vorhaben des

Badenwerks und erklärte öffentlich, dass die Lichter in Freiburg und am gesamten Oberrhein ausgingen, wenn diese Anlage nicht gebaut würde.

Eine Qualifizierung erfuhr der Widerstand auch deshalb, weil Frankreich beabsichtigte, auf seiner Rheinseite bei Marckolsheim ein weiteres Kernkraftwerk zu errichten. Damit wären auf beiden Seiten des Rheins in gleicher Höhe zur gleichen Zeit Objekte des gemeinsamen Widerstands errichtet worden.

Polizeilicher Einsatz

Die Polizei wurde beauftragt, alle den Baubeginn sichernden Maßnahmen zu treffen. Es gab zahlreiche Besprechungen, die vor allem die Landespolizeidirektion Freiburg verpflichtete, ein umfassendes Einsatzmodell zu entwickeln. Dem polizeilichen Einsatz wurde größte politische Bedeutung beigemessen.

Dann kam der Februar 1975 mit der Ankündigung der Kernkraftgegner, den Bauplatz zu besetzen, um den Baubeginn unmöglich zu machen. Die Polizei sollte diese unfriedliche Aktion verhindern und bereitete einen Einsatz mit rund 800 Beamten der Schutzpolizei vor, die aus dem ganzen Land in sog. Schutzpolizei-Bereitschaften zusammengezogen worden waren. Die Bereitschaftspolizei hatte sich in den Jahren zuvor zu einer reinen Polizeischule entwickelt; ihre Einsatzfähigkeit war deshalb stark eingeschränkt, weshalb zu dieser Ersatzlösung gegriffen werden musste. Mit Nachdruck habe ich in den folgenden Jahren daran gewirkt, diesen unbefriedigenden Zustand zu beheben.

Ich hatte zu den Einsatzgesprächen, vor allem auch zu dem letzten vor dem „Spektakel“ mit den Kernkraftgegnern, das bei *Landrat Dr. Mayer*, Emmendingen, stattfand, meinen Vertreter, *Polizeioberst Helmut Gerbert*, später Nachfolger in meinem Amt, entsandt. *Landespolizeipräsident Wöhrle* wertete dies offensichtlich als unerwünschte Einmischung, da seine Dienststelle nach seinem Verständnis die oberste Behörde des polizeilichen Vollzugsdienstes war. *Gerbert* kam enttäuscht zurück.

Der Einsatz der Polizeikräfte begann am Donnerstag, 20. Februar 1975. Die Leitung hatte *Polizeihauptkommissar Schonhardt*, der Leiter des Polizei-Kreiskommissariats Emmendingen. Zunächst war die Polizei im Wesentlichen Herr der Lage. Am Sonntag, 23. Februar 1975, strömten die Menschen in Massen in den Wyhler Wald. Absperrungen der Polizei wurden durchbrochen; man ignorierte alle polizeilichen Weisungen. Die Gegner der Atomenergie waren, vor allem wegen ihrer großen Zahl, eindeutig in der Vorderhand.

Präsident Wöhrle, der die Verhältnisse vom Hubschrauber aus verfolgte, blies das Ende des Polizeieinsatzes. In dieser Situation war dies zweifellos die richtige Entscheidung, eine Entscheidung, die leider zunächst von dem groben Schönheitsfehler einer falschen Führungsbesetzung begleitet war. Kompetenzen der Verwaltungsebene wurden als Begründung verstanden. Ich habe mich oft gefragt, ob ich dies als Leiter der Schutzpolizei bei der Landespolizeidirektion auch so gesehen hätte. In dieser Lage hätte der Polizeipräsident davon überzeugt werden müssen, dass ein Beamter des höheren Dienstes mit der Aufgabe zu betrauen war; wahrscheinlich hätte ich sogar die Einsatzleitung selbst übernommen.

An diesem Mangel ist der Einsatz jedoch nicht gescheitert. Das Unternehmen „Wyhl“ hätte vor allem politisch überzeugender vorbereitet und abgesichert werden müssen. Auch der Gedanke der Unmöglichkeit der Verwirklichung dieses Projekts hätte angesichts der Einstellung der gesamten Bevölkerung im betroffenen Gebiet ins Kalkül der politischen Überlegungen einfließen müssen. Für die politische Spitze des Landes aber war dies eine undenkbar Alternative. Man glaubte, mit Knüppeln und Wasserwerfern den Staatswillen

durchsetzen zu müssen. Die Polizei sah ihre Grenzen, sah sich verpflichtet, den Grundsatz der Verhältnismäßigkeit der Mittel hier besonders streng zu beachten. Aber der Imperativ der Staatsräson spukte immer noch in manchen Köpfen.

Konsequenzen

Es bestand durchaus die Gefahr, dass die politische Führung im „Versagen“ der Polizei die Ursache für das Scheitern der Pläne sah; es gab aber besonnene Männer wie den Fraktionsvorsitzenden der CDU, *Lothar Späth*, der wesentlichere Gründe des Dilemmas in der Gesamtkonzeption des Vorhabens erkannte. Allmählich ebten die Wogen des Ärgers ab. Man analysierte und fand viele Fehler; der größte war die Fehleinschätzung des Verhaltens der Bevölkerung. Noch nie hatte es einen Aufstand einer ganzen Landschaft gegen ein Vorhaben der unter dem Schutzmantel der Politik stehenden Energiewirtschaft gegeben. Ein Prozess des Umdenkens begann auf vielen Feldern, auch bei der Polizei. Vor allem war nun Schadensbegrenzung angesagt. Die „Offenburger Gespräche“ bewirkten dabei einiges.

Terrorismus - ein neues Phänomen der Nachkriegszeit

Ich gestalte diesen Teil des Lebensberichts bewusst weit und ausführlich, weil er Vorgänge im Sicherheitsbereich behandelt, wie sie in der Bundesrepublik in ihrer Intensität, ihrer Gefährlichkeit, in ihrer emotionalen Wirkung auf die Öffentlichkeit noch nicht vorgekommen waren. Sie beschäftigten das Innenministerium und mich in der mir zugewiesenen Verantwortung ganz besonders.

Einsatzfähigkeit der Polizei in schwierigen Lagen

Ich kann nur bestätigen, dass die Polizei zu Beginn meines Amtes in Stuttgart mancher Lage nicht gewachsen war, so wie etwa auch die Sicherheitsorgane Bayerns 1972 beim terroristischen Anschlag auf die israelische Mannschaft anlässlich der Olympischen Spiele in München nicht vorbereitet waren, nicht vorbereitet sein konnten, weil ein völlig neues Phänomen der Sicherheitsgefährdung in Erscheinung trat.

Andere kostenintensive Pläne standen in Stuttgart ganz vorn, so die Einrichtung von neuen Hochschulen in Ulm und Konstanz. Für die innere Sicherheit blieben nur Mittel für „krückenhafte“ Maßnahmen wie etwa die Einführung des „Freiwilligen Polizeidienstes“ oder die Schaffung von Schutzpolizeibereitschaften anstelle von Einsatzhundertschaften der Bereitschaftspolizei. Ich habe auf diesem Feld alle Anstrengungen unternommen, um diese wieder „schlagkräftig“ zu machen und zu halten. Erst bei meinem Ausscheiden war das Programm unter dem *Direktor der Bereitschaftspolizei Erich Hochreiter* abgeschlossen, so dass bspw. beim Einsatz an der Startbahn West in Frankfurt in den Jahren 1980/1981 sich die baden-württembergische Polizei am besten durchzusetzen, d.h. den polizeilichen Auftrag zu erfüllen verstand.

In der Politik, auch in der Sicherheitspolitik, spielt leider oft nur das Heute eine Rolle. Man vergisst sehr schnell, wenn ruhigere Zeiten anbrechen, dass morgen Lagen entstehen können, die eine starke Polizei auf allen Feldern des Einsatzes fordern. Ich habe in meinen Inspektors-Jahren nach dem Debakel bei der Terroristenbekämpfung gute Bedingungen für eine planvolle Entwicklung der Polizei in allen Bereichen gefunden. Es sollten „fette Jahre“ werden, die sich bis heute nicht wiederholten. Wenige Jahre später folgte fast zwangsläufig die „Verwaltung des Mangels“.

Das terroristische Geschehen

Der terroristische Anschlag 1972 in München sollte nur ein Anfang eines neuen, besonders gefährlichen Phänomens der Gewaltkriminalität sein. Die Sicherheitslage erfuhr eine nicht erwartete Verschärfung. Die Entscheidungen auf oberster Ebene mussten unter Festlegung klarer Führungsstrukturen gefällt werden können. Damit war ein personeller Ausbau der Polizeiabteilung und eine Verbesserung der Sachausstattung gefordert, worauf noch eingegangen wird (Landespolizeipräsidium).

Das Land Baden-Württemberg wurde von den terroristischen Anschlägen am stärksten betroffen. Vier Mitglieder der RAF - Bande saßen in Stammheim ein: *Ulrike Meinhoff, Andreas Baader, Jan-Carl Raspe, Gudrun Ensslin*. Der Überfall auf die deutsche Botschaft in Stockholm durch ein „Kommando Holger Meins“ am 23. April 1975 löste die erpresserische Forderung aus, die Gefangenen in Stammheim freizulassen. Die Bundesregierung lehnte jede Verhandlung ab. In einer Krisensitzung beim Innenministerium wurde diese Forderung gleichfalls kategorisch abgelehnt. Das gewichtige Wort führte *Ministerialdirektor Prof. Dr. Rebmann*, der im Juni 1977 Generalbundesanwalt werden sollte.

Am 21. Mai 1975 begann in dem eigens 1974 für den Prozess errichteten Gebäude innerhalb der Justizvollzugsanstalt Stuttgart - Stammheim der Baader-Meinhof-Prozess, der mit einem langen zeitlichen Vorlauf einen riesigen personellen Aufwand forderte. Das Lagezentrum -LGZ- war fast nur noch damit beschäftigt, die von Bund und Ländern zugesagte Unterstützung zu koordinieren. Bundesgrenzschutzeinheiten und Bereitschaftspolizeien der Länder übernahmen im Wechsel den Schutz der gefährdeten Objekte. Der Prozess sollte Jahre dauern. Polizeieinheiten aus fast allen Ländern, vornehmlich aus Nordrhein-Westfalen, aus Niedersachsen, Hessen und Schleswig-Holstein wurden im Objektschutz eingesetzt und übernahmen damit Aufgaben, vor denen das Land sonst kräftemäßig hätte kapitulieren müssen.

Die Polizei des Landes setzte seine Kräfte vor allem zur Erfüllung der umfangreichen Maßnahmen zum Personenschutz aller als gefährdet eingestuften Personen ein; das waren die Minister, das waren leitende Beamte der Justiz, der Polizei, Richter, aber auch Wirtschaftsführer. Jahrelang mussten die Dienststellen im ganzen Land daran „bluten“. Die eigentlichen Aufgaben der Polizei kamen nicht selten zu kurz. Die bloße Abordnung der Beamten genügte nicht; sie mussten zunächst eine spezielle Ausbildung durchlaufen, was wiederum einer besonderen Organisation bedurfte. Alles in allem ein normalerweise nicht notwendiger Aufwand, den der Terrorismus bedingte, dessen Einschränkung aber möglicherweise fatale Folgen haben konnte.

Ermordung des Generalbundesanwalt Buback

Am 9. Mai 1976 wurde *Ulrike Meinhof*, Mitbegründerin der Rote-Armee-Fraktion, tot in ihrer Zelle in Stammheim aufgefunden. Sie hatte sich erhängt. Die Sicherheitslage verschärfte sich. Man musste auf einiges gefasst sein.

Der RAF-Terror erreichte einen Höhepunkt im sogenannten „Deutschen Herbst“ 1977. Dabei sollte die Landeshauptstadt Stuttgart mehr und mehr mittelbar und unmittelbar in den Mittelpunkt der Aktionen und Maßnahmen rücken. Zwangsläufig wurden auf der obersten Leitungsebene damit insbesondere die Polizeiabteilung des Innenministeriums und mein Vollzugsreferat konfrontiert.

Wegen der notwendigen Personenschutzmaßnahmen für den *Generalbundesanwalt Buback* in Karlsruhe und seine Anklagevertreter gab es immer wieder Kontakte. Mehrmals wurde ich einbezogen, weil Entscheidungen über Einstufung und Umfang der

Maßnahmen mit landesweiten Konsequenzen zu fällen waren. Noch beim Bundeswehrball in Stuttgart, Ende März 1977, sprach mich *Generalbundesanwalt Buback* an, um für einzelne Ankläger zusätzliche Schutzmaßnahmen zu fordern. Dabei erklärte er ausdrücklich, dass er für seine Person nichts weiter fordere; er fühle sich nicht bedroht, und er möchte keinen Kordon von Beamten um sich haben. Diese Auffassung äußerte er auch dem Leiter der Landespolizeidirektion Karlsruhe, *Landespolizeipräsident Heinz Gerecke*, gegenüber.

Wenige Tage später, am Samstag 7. April 1977, wurde *Generalbundesanwalt Buback* auf der Fahrt in sein Büro vor einer auf Rot stehenden Ampel von einem Krad aus mit einer Maschinenpistole erschossen; mit ihm starben sein Fahrer und der begleitende *Justizwachmeister Wurster*. Ergebnisse der sofort ausgelösten Ringfahndung sollten später den Hinweis auf einen Verdächtigen bestätigen. Zwei der Attentäter wurden Anfang Mai 1977 ermittelt und verhaftet.

Am gleichen Tag, zur gleichen Zeit war *Staatspräsident Sadat* von Ägypten im Anflug auf Stuttgart; er sollte nach Baden-Baden eskortiert werden. Wegen seiner hohen Gefährdung war entlang der BAB ein Streckenschutz aufgebaut, der viel Kräfte in Anspruch nahm. Dies kollidierte mit den nunmehr erforderlichen Fahndungsmaßnahmen. Noch im Anflug wurde die Maschine des *Präsidenten Sadat* wegen der erforderlichen Kräfteumgruppierung veranlasst, eine längere Warteschleife zu fliegen.

Am 13. April 1977 fand in der Evangelischen Stadtkirche Karlsruhe ein Staatsakt für die meuchlings Ermordeten statt. Es sprachen *Bundeskanzler Helmut Schmidt*, *Ministerpräsident Dr. Hans Filbinger* und *Bundesjustizminister Dr. Hans-Jochen Vogel*. So würdevoll und feierlich sich diese Totenehrung auch darstellte, so bedrückend war die scheinbare Ohnmacht, die den Sicherheitsapparat unfähig machte, den Attentätern mit Entschiedenheit und dem sich daran anknüpfenden Erfolg zu begegnen.

Die Sicherheitslage hatte sich erneut verschärft; alle Personenschutzmaßnahmen kamen auf den Prüfstand. *Frau Buback* sprach bei *Innenminister Schiess* vor und beklagte sich wegen der nach ihrer Ansicht unzureichenden Maßnahmen zum Schutze ihres Mannes. Ich wurde hinzugerufen und erlebte eine erschütterte Frau, der man nur versichern konnte, dass die der Lageeinschätzung nach gebotenen Maßnahmen getroffen worden waren. Außerdem habe ihr Mann ausdrücklich weitergehende Schutzmaßnahmen abgelehnt. Dies konnte keine Rechtfertigung und kein Trost sein. Die Situation war wirklich bedrückend, und sie sollte noch bedrückender werden.

Arbeitgeberpräsident Schleyer wird entführt

Die Serie der Attentate riss nicht ab. Am 30. Juli 1977 wurde der Vorstandsvorsitzende der Dresdner Bank, *Jürgen Ponto*, beim Entführungsversuch erschossen.

Am 2. August 1977 wurde dem Innenministerium durch ein Fernschreiben der Kripo Hamburg - Staatsschutz - bekannt, dass eine sich als *Müller* ausgebende Person beim Hamburgischen Weltwirtschaftsarchiv Unterlagen über Herrn *Ponto* und über einen *Hans Martin Schleyer* eingesehen habe. Der Vorstandsvorsitzende der Dresdner Bank *Ponto* war zu diesem Zeitpunkt bereits dem o.g. Anschlag zum Opfer gefallen.

Ich ordnete an, dass wegen der Intensivierung der Schutzmaßnahmen für *Herrn Schleyer* noch am gleichen Tag ein Gespräch mit ihm geführt wird und die Schutzmaßnahmen ab sofort höher zu fahren sind. Zu dem Gespräch, das in seiner Ferienwohnung in Meersburg stattfand, flogen mit dem Polizeihubschrauber der Leiter Schutzpolizei der Landespolizeidirektion Stuttgart II, *Ltd. Polizeidirektor Günther Rathgeb*, der Leiter der Dienststelle Personen- und Objektschutz, *Erster Polizeihauptkommissar Weil*; zugegen

waren auch Beamte des Kommissariats Friedrichshafen und der Sicherheitsberater der Firma Daimler Benz.

Für *Dr. Schleyer* wurden durch Anordnung der Gefährdungsstufe 1 die umfangreichsten Schutzmaßnahmen verfügt. Ein lückenloser Personenschutz und ein entsprechender Objektschutz an den Wohnsitzen von *Dr. Schleyer* waren die weitere Konsequenz. Den Personenschutz in Köln, seinem Arbeitsort, übernahm ebenfalls die Stuttgarter Polizei. Die Entführung des *Arbeitgeberpräsidenten Hans Martin Schleyer* am 5. September 1977 in Köln traf Baden-Württemberg wie ein Keulenschlag. Die drei Stuttgarter Polizeibeamten des Personenschutzes *Brändle, Pieler* und *Ulmer* starben im begleitenden Auto unter den Kugeln der Terroristen. Auch der Fahrer *Marcisz*, der durch einen auf die Straße geschobenen Kinderwagen zum Anhalten veranlasst war, wurde tödlich getroffen.

Mir fiel die Aufgabe zu, die Angehörigen der getöteten Männer aufzusuchen und ihnen das Beileid auszusprechen, zugleich die Unterstützung des Landes zuzusichern. Es waren schmerzliche Augenblicke, die sich beim Begräbnis wiederholten.

Am Abend des 5. September 1977 - die Nachricht von der Ermordung der drei Stuttgarter Polizeibeamten hatte bei allen Erschütterung und Trauer ausgelöst - sollte ich beim Polizeipräsidium Stuttgart über das Vorhaben des Sicherheitsplans referieren. Es wurde verständlicherweise nichts daraus; denn die Beamten bewegte das terroristische Geschehen, das eine akute Gefahr für jeden einzelnen bedeuten konnte. Man war sich einig, dass eine unbedingte Solidarität zwischen Staat (seiner Polizei) und Gesellschaft als Voraussetzung für eine erfolgreiche Bekämpfung dieses staatsgefährdenden Phänomens gefordert werden musste. Vom Staat erwartete man Entschlossenheit und Festhalten an den Grundsätzen der rechtsstaatlichen Demokratie. Ein Nachgeben diesen Staatsfeinden gegenüber würde die Gefahr nur noch erhöhen.

Seltsames Verhalten der Kirchenbehörde

Sowohl das Staatsministerium in der Person des *Protokollchefs Muff* als auch das Innenministerium suchten nach der Möglichkeit einer würdigen Trauerfeier für die drei Polizeibeamten. Man stellte sich eine Trauerfeier in der Stiftskirche vor, bei der der Staatsakt eingefügt werden sollte. Aus unverständlichen Gründen war die Kirchenleitung nicht dazu bereit; sie wollte den Staat nicht in der Kirche vertreten sehen. Diese Auffassung entsprang ihrer pietistischen Grundhaltung. Es mag aus der Fernsehaufzeichnung des Staatsakts für *Generalbundesanwalt Buback* der Eindruck entstanden sein, dass sich hier vornehmlich der Staat darstellen wollte. In Wirklichkeit war die kirchliche Trauerliturgie von gleich hohem Rang. Ihr folgte der staatliche Trauerakt.

Wir, Ministerialdirigent Muff, Protokollchef des Staatsministeriums, und ich waren uns einig, dass wir nach einer anderen Lösung suchen sollten; wir wollten nicht noch lange Diskussionen führen müssen. Die staatliche Trauerfeier fand dann im Foyer des Landtaggebäudes statt.

Die Evangelische Kirche hat später Erklärungen für ihr Verhalten suchen müssen; sie war in große Verlegenheit geraten, weil einige Polizeibeamte spontan aus der Kirche austraten und dies öffentlich kund taten. Noch Monate später tagten Gremien, um in Gesprächen zwischen Kirchenvertretung und Polizei den Schaden zu begrenzen.

Mogadischu und die Ermordung Schleyers

Der entführte *Arbeitgeberpräsident Schleyer* wurde trotz intensiver Fahndungsmaßnahmen nicht gefunden. Eine schwerwiegende Panne –unzureichende

Absprachen zwischen Bundeskriminalamt und Landeskriminalamt Nordrhein-Westfalen - ließen die umfassenden Bemühungen der bundesweiten Fahndung ins Leere laufen.

Am 13. Oktober 1977 entführten arabische Luftpiraten die Lufthansa-Maschine „Landshut“ mit 86 Passagieren und fünf Besatzungsmitgliedern über Mallorca nach Mogadischu (Somalia). Verhandlungsführer mit der Regierung von Somalia und Koordinator vor Ort war *Staatsminister Wischniewski*, von *Bundeskanzler Schmidt* mit allen notwendigen Ermächtigungen ausgestattet. Wenige Minuten nach Mitternacht des 18. Oktober stürmte das Spezialkommando „GSG 9“ des Bundesgrenzschutzes die Maschine, befreite innerhalb von sieben Minuten alle Geiseln und Besatzungsmitglieder, tötete beim Schusswechsel drei der vier Geiselnahmer. Eine Terroristin wurde verletzt festgenommen. Schwedische Gerichte haben sich zwei Jahrzehnte lang mit ihrer Aburteilung befassen müssen

Den Flugkapitän der Lufthansa-Maschine, *Jürgen Schumann*, hatte der Anführer der Geiselnahmer bereits am 16. Oktober mit einem Pistolenschuss in den Kopf niedergestreckt. Die Luftpiraten hatten unter anderem die Freilassung der in Stammheim einsitzenden RAF - Terroristen gefordert, andernfalls die Geisel *Schleyer* getötet werde. Die Bundesregierung unter dem Vorsitz von *Bundeskanzler Schmidt*, dabei unterstützt von den Vorsitzenden der Parteien und aller Parlamentsfraktionen, - der sog. „Große politische Beraterkreis“ - , beugte sich dem erpresserischen Versuch nicht und schloss damit als Konsequenz die Wahrscheinlichkeit einer Ermordung des *Arbeitgeberpräsidenten Dr. Schleyer* und auch die Sprengung des Flugzeuges in Mogadischu mit 90 Fluggästen nicht aus. Eine hart erscheinende Entscheidung, die jedoch als einzige die Chance bot, keinen weiteren Erpressungen ausgeliefert zu werden.

Dieser Interessenkonflikt zwischen Durchsetzungsfähigkeit der Staatsautorität und dem Recht auf Leben des Einzelnen wurde Gegenstand heftiger Diskussionen - und ist es heute noch.

Einige Stunden nach der Befreiung der Geiseln in der Lufthansa-Maschine und der Tötung bzw. Gefangennahme der Piraten wurden die im Stammheimer Gefängnis einsitzenden Terroristen tot aufgefunden. *Ensslin* hatte sich erhängt, *Baader* und *Raspe* hatten sich mit eingeschmuggelten Pistolen erschossen, *Irmgard Möller* wies Stichwunden in der Brust auf, kam jedoch mit ihren Verletzungen davon. Sie hatten trotz Kontaktsperre von der Befreiungsaktion in Mogadischu über ein verstecktes Radio erfahren und anschließend den Freitod vereinbart. *Justizminister Traugott Bender* trat darauf wegen der offensichtlichen Pannen bei der Überwachung durch das Gefängnispersonal zurück.

Am 19. Oktober 1977 wurde die Ermordung *Schleyers* im benachbarten Elsass bekannt, eine geradezu zwangsläufige Folge des gescheiterten Unternehmens. Das Entsetzen war groß; die Bevölkerung stand in ihrer großen Mehrheit auf der Seite der entschlossenen Staatsführung, die der Erpressung trotz aller Opfer an Menschenleben widerstand, nicht zuletzt um Folgetaten zu verhindern.

Am Dienstag, dem 25. Oktober 1977, lud die Bundesregierung zum Trauergottesdienst für den Präsidenten der Bundesvereinigung Deutscher Arbeitgeberverbände *Dr. Hanns Martin Schleyer* in die St. Eberhardkirche, Stuttgart, ein. Das Pontifikalrequiem hielt der Rottenburger *Bischof Dr. Georg Moser*. Beim Staatsakt sprachen *Bundespräsident Walter Scheel* und der Vorstandsvorsitzende von Daimler-Benz, *Professor Dr. Joachim Zahn*. Die Umgebung der Eberhardkirche war hermetisch abgeriegelt, auf den Dächern der umliegenden Häuser hatten Beamte der Präzisionsschützenkommandos in ihrer

Spezialkleidung ihre Waffen in Stellung gebracht: Eine Bürgerkriegssituation mitten in Stuttgart. Dies war eine einmalige Vorstellung bewaffneter Macht in einer deutschen Großstadt in Friedenszeiten.

1980 - ein Jahr voller Dynamik

„Inneres Gefüge“

Berufsethos, Disziplin, äußeres Erscheinungsbild des Polizeibeamten stimmten nicht immer mit den Erfordernissen und dem Ansehen des Polizeiberufs überein. Die gesellschaftlichen Veränderungen nahmen Einfluss auf das Berufsbild des Polizeibeamten. Es schien notwendig, das innere Gefüge der Polizei darzustellen. Nach eingehender Beratung in der Polizeichef-Runde wurde eine Arbeitsgruppe mit dem Auftrag betraut, die Anforderungen an das „innere Gefüge der Polizei“ zu beschreiben. Dieser Arbeitsgruppe stand ich vor.

So gut die Grundgedanken dieses Papiers nach meiner Einschätzung auch gewesen sein mögen, sie haben die erhoffte Wirkung nicht erzielt; einige Grundwahrheiten waren der Politik nicht angenehm, etwa die Behauptung eines überzogenen gewerkschaftlichen Einflusses, dem man begegnen müsse.

So blieb die wertvolle gedankenreiche Arbeit Makulatur.

Die Bremer Gelöbnisfeier

Die Mitglieder des UALEX beschäftigten sich in ihrer Sitzung am 18./19. Juni 1980 mit den Folgen eines Einsatzes von Polizeibeamten anlässlich einer Gelöbnisfeier der Bundeswehr am 6. Mai 1980 in Bremen, bei der *Bundespräsident Carstens* anwesend war. Mehrere Hundertschaften der Bereitschaftspolizeien aus Bremen und Niedersachsen kamen auf Anforderung des Innensenators aus Bremen zum Einsatz, weil Störungen größeren Ausmaßes von autonomen Gruppierungen angekündigt waren. Die brachiale Gewalt der großen Schar von etwa 6000 Störern, die Nichtbeachtung aller polizeilichen Auflagen – vor allem das Abweichen von der Marschroute –, das Werfen von Steinen und Brandflaschen ließen den Einsatz von Tränengas und Wasserwerfern angezeigt erscheinen. Das Tränengas hätte allerdings die zu schützende Veranstaltung stark beeinträchtigt; für den Einsatz von Wasserwerfern war die Distanz zwischen Polizei und Störern zu gering, um eine Wirkung zu erreichen. Der Einsatz von Schlagstöcken hätte angesichts der psychologischen Folgen für beide Seiten und auch einer nicht zu kontrollierenden Eskalation die Polizei als „knüppelnder Haufen“ in große Verlegenheit gebracht. So mussten die Polizeibeamten mit ihren Leibern den Sturm der Gewalt aufhalten. Die Folge: 306 Polizeibeamte wurden verletzt, darunter 30 schwer.

Die Teilnehmer der in Spritzing am See kurze Zeit danach tagenden UALEX forderten nach ausführlicher Diskussion einhellig die Erweiterung des Arsenal der Einsatzmittel der Polizei um sogenannte „Distanzwaffen“, wobei man vor allem an Gummigeschosse dachte, wie sie die Polizei ein in der Schweiz, in Skandinavien, in Frankreich und Spanien in entsprechenden Lagen einsetzten. Ich erklärte mich bereit, Untersuchungen über eine verbesserte Art dieser Waffe in Baden-Württemberg anstellen zu lassen und zu erproben. Dieser Vorschlag fand allgemein Zustimmung.

Meine Spezialisten für Waffen beim Landespolizeipräsidium erhielten einen entsprechenden Auftrag und nahmen mit der Firma *Heckler & Koch*, Oberndorf, sofort Verbindung auf. Nach wenigen Wochen konnte ein neu entwickeltes Gummigeschoss erprobt werden. Die an der Erprobung Beteiligten waren überzeugt, das gesuchte Einsatzmittel gefunden zu haben. Das Geschoss war weicher und minderte die Gefahr schwerer Verletzungen ganz erheblich.

Minister Prof. Dr. Herzog erklärte sich nach ausführlicher Besprechung bereit, seine Zustimmung zur Einführung dieses Einsatzmittels bei der Polizei im Land - unter dem Vorbehalt einer entsprechenden gesetzlichen Ergänzung des Polizeigesetzes - zu geben, vorausgesetzt, zumindest ein weiteres Bundesland machte mit. Dessen war ich sicher. Meine Enttäuschung war groß, als mir nacheinander die Kollegen aus den anderen Ländern mitteilten, keine Zustimmung der politischen Führung zu erhalten. Selbst Bremen, das mit seinem dramatischen Bericht den Prozess ausgelöst hatte, sah sich nicht in der Lage, die selbstverständlichen Konsequenzen zu ziehen, obwohl die bereits erörterten Bedingungen des Einsatzes von Distanzwaffen vorsahen, dass die rechtlichen Voraussetzungen des Schusswaffengebrauchs unter Notwehrbedingungen gegeben sein müssten.

Ich hoffte nun auf Bayern, das sich in Sicherheitsfragen fast immer auf der gleichen Wellenlänge befand wie Baden-Württemberg. Die Vertreter Bayerns erklärten jedoch völlig unerwartet, sie wollten eine eigene Entwicklung mit der Firma Messerschmitt & Bölkow durchziehen. Im Grunde aber wären sie einverstanden.

Ich stand vor einem Scherbenhaufen und musste Verständnis für den Entscheid des Ministers aufbringen, unter solchen Vorbedingungen keinen Alleingang starten zu können und zunächst abwarten zu wollen.

Ich empfand das Ergebnis als Niederlage und war insofern froh, das Amt des Vorsitzenden mit meinem Ausscheiden aus dem Dienst abgeben zu können. Es ging mir um nichts anderes als um den Schutz der Polizeibeamten, um die Möglichkeit ihrer Selbstverteidigung in lebensgefährdenden Situationen. Es ging mir schon gar nicht um die Aufrüstung der Polizei an sich und damit um einen Selbstzweck.

Dies war wohl eine enttäuschende Entwicklung, aber noch keine Katastrophe, vielmehr eine Konsequenz föderaler Strukturen, die selbstverständlich auch ihren Rang hatten, auch wenn man dabei nicht immer das wünschbare Ergebnis erreichen konnte.

Der Abschied von der Polizei dämmt herauf

Rückzug nach Wildtal

Der Abschied von Stuttgart wurde unumkehrbar, als der Möbelwagen in der Winterlinger Straße vor der Wohnung stand. Am 16. Juni 1980 war es dann so weit. Für die beiden im Studium befindlichen Söhne *Günter* und *Hans Joachim* beschaffte ich in Vaihingen eine Wohnung, die ich den folgenden sechs Wochen selbst in Anspruch nahm.

Der Abschied von Stuttgart war wohl nicht voller Wehmut, weil das schöne Wildtal winkte. Er war aber auch nicht leicht. Es waren seltsame Gefühle, die mich beschlichen, die aus einer Mischung von Endstimmung, von der Frage nach der Gestaltung der Zukunft und vor allen von undefinierten Erwartungen begleitet waren.

Mein 60. Geburtstag

Dieser Tag Mitte Juli in Wildtal, von Angehörigen und Freunden begleitet, sollte ein Höhepunkt nicht nur des Jahres 1980 werden. Dieser Tag bedeutete zugleich das Signal für das Ende einer beruflichen Laufbahn, die 1945 unter völlig unklaren, ja chaotischen Bedingungen ihren Anfang genommen hatte. Musste ich mich nicht glücklich schätzen, in einer nunmehr heilen Umgebung, gesund und noch voller Ideen diesen Tag feiern zu können?! Eine charmante Frau – allerdings mit gelegentlich seltsam anmutenden, irritierenden Anwandlungen, die ich als frauliches Phänomen ihres Alters wertete - , gesunde, wohlgeratene Kinder und Enkel, ich selbst am Ende eines überaus erfolgreichen

beruflichen Werdegangs, dies waren Umstände, um mit Freude und auch Gelassenheit diesen Tag feiern zu können.

Der schöne Garten mit blühenden Rosen, die Terrasse – und dies an einem herrlichen Sommertag – schufen eine bezaubernde Atmosphäre auch für die Gäste, an ihrer Spitze *Staatssekretär Robert Ruder* und mein nunmehriger Freund *Landespolizeipräsident Dr. Alfred Stümper*, die in kurzen Ansprachen die guten Wünsche übermittelten, begleitet von einem bunten Potpourri des Freizeit-Musikkorps Freiburg, das auch manchen aus der Nachbarschaft anlockte. Meine Kinder mit Enkeln, meine Wildtälere Freunde und die beruflich verbundenen Freunde, meine Mitarbeiter aus Stuttgart waren um mich versammelt, um mir für den weiteren Weg Glück zu wünschen. Bis in den Abend hinein wurde gefeiert; Bier, Wein, Kanapees sorgten für eine zufriedenstellende leibliche Befindlichkeit, wobei sich die Hände der Frauen – ob jung oder älter - fleißig regten. Ich war glücklich, einen solchen Tag zu erleben, was ich in einer kurzen Dankesrede deutlich machte. Die von gegenseitiger Hochschätzung gewählten Worte hatten mich angerührt, weshalb ich mir Mühe geben musste, bei meinem Dank die Augen nicht feucht werden zu lassen.

Das Ende des durch den Beruf bestimmten aktiven Abschnitts meines Lebens war damit markiert. Damit aber war auch der Zenit meines Lebens überschritten. Jetzt kam es ausschließlich auf mich und meine unmittelbare Umgebung an, was wir aus dem Leben machten. Gelegentlich beschlichen mich dunkle Ahnungen.

Innenminister Prof. Dr. Roman Herzog empfängt mich

Nachdem *Prof. Dr. Roman Herzog* kurze Zeit im Amt war, bedeutete ich ihm, dass er mich in wenigen Monaten entlassen werde, mich jedoch kaum kenne. Er meinte dazu, dass dies nicht so stimme; er wisse mehr über mich als ich meinte. Außerdem könne man sich mal zusammensetzen, um sich auszutauschen, vor allem um alles von mir über meine Vorstellungen zur Sicherheitssituation und zur Polizei, dem wichtigsten Sicherheitsorgan zu erfahren. Er werde mich noch vor meiner Verabschiedung zu sich einladen.

Die Einladung erhielt ich zum 27. August 1980 in sein Ferienhaus nach Fürstfeldbruck.

Mein Fahrer *Rössle* brachte mich zeitig dorthin, so dass viel Zeit für ein ausführliches Gespräch blieb. Ich lernte die Dame des Hauses, *Frau Herzog*, kennen, die zum Mittagstisch Hirschgulasch servierte, das köstlich schmeckte. Ich war deshalb nicht verwundert, als sie später als Gattin des Bundespräsidenten mit ihren Kochrezepten große Aufmerksamkeit erzielte. Das Gespräch beim Essen drehte sich um die Familie, um die beiden Söhne, es war freundlich und unterhaltsam. Zum Kreis der Tischgäste zählte eine temperamentvolle Schwester von *Frau Herzog*, die durch ihre Art und ihre Beiträge zur Fröhlichkeit animierte.

Das ernstere Gespräch mit dem Minister ging dann bis in die späten Nachmittagsstunden hinein, ehe ich mich mit Blumen und tausend Dank verabschiedete.

Ich sollte damit dem späteren Bundespräsidenten privat und familiär so nah begegnen wie es nicht vielen vergönnt ist. Im Nachhinein werte ich dies als ein weiteres Geschenk des Lebens, zumal er sich in seiner späteren Abschiedsrede zu diesem langen Gespräch in einer Weise äußerte, die mich besonders freute und zugleich ehrte.

Der feierliche Abschied von der Polizei

Landespolizeipräsident Dr. Stümper begrüßte die Teilnehmer und fand herzliche Worte des Dankes für Leistung und Wirken im weiten Feld der inneren Sicherheit. Die Ansprache des Innenministers wirkte wie Balsam auf meine Seele.

Ich musste unwillkürlich daran denken, dass wohl die schönsten, meist schmeichelnden Lobreden bei Verabschiedungen und bei Begräbnissen gehalten werden. Aber selbst bei Abzug einer anlassbedingten Überbewertung blieb viel übrig.

Am meisten ehrte und freute mich die Passage der Abschiedsrede des Ministers über das mit mir in Fürstenfeldbruck geführte Gespräch, die ich auszugsweise zitiere:

„Ich möchte diesen Teil des Abschiednehmens nicht abschließen, ohne Ihnen persönlich



zu danken. Etwas seltsam für ein Verhältnis von zwei Männern, die allenfalls sechs oder acht Wochen zusammengearbeitet haben. Aber ich verdanke Ihnen, Herr Mikuteit, ein Erlebnis, das ich bis ans Ende meiner Tage nicht vergessen werde: Das Gespräch, das wir miteinander in meinem „bayerischen Exil“ geführt haben. Ich will Sie nicht mit Suárez verwechseln und auch nicht den Eindruck erwecken, dass ich ein preußischer Kronprinz bin. Aber die Kronprinzenvorträge von Suárez, die sind es wirklich gewesen, woran ich in dieser Stunde gedacht habe. Ein großer Polizeiführer, der einem jungen „Springinsfeld“, der gerade beginnt, Innenminister zu werden, die Polizei, sein Lebenswerk erklärt. Ich will keine Einzelheiten daraus berichten, das gehört

sich bei solchen Gesprächen nicht. Ich will nur sagen, dass ich mich über dieses Gespräch, über die Zuneigung, die ich für Ihre Polizei und für die gemeinsame Sache gefunden habe, mich außerordentlich gefreut habe, und dass es wirklich eines von den Gesprächen ist, die unser einer bis an sein Lebensende nicht vergessen wird.“

Diese Worte waren die schönste Ehrung die ich je erfahren durfte, zumal diese Worte aus dem Munde des heutigen, allseits geachteten und hochgeschätzten Bundespräsidenten Deutschlands kamen.

Im Anschluss an die Rede heftete mir der Minister das von *Bundespräsident Carstens* verliehene Bundesverdienstkreuz Erster Klasse an die Uniform.

Nun war ich dran. Ich leitete nach der Anrede des Ministers und Staatssekretärs und der Gäste meine letzte „dienstliche Ansprache“ mit folgenden Worten ein:

„Erwarten Sie vom scheidenden Inspekteur keinen großen Rückblick - weil der Abstand noch fehlt - keine Wertung des eigenen Tuns - weil dazu andere eher legitimiert sind - keinen Ausblick auf die Aufgaben vor uns - weil mich dies nicht mehr in unmittelbarer Verantwortung trifft. Vielmehr soll der Dank im Mittelpunkt aller Aussagen stehen, wozu ich nach einem reichen Berufsleben allen Anlass habe.

Die Würdigung meiner Arbeit für die Polizei dieses Landes und damit für die Sicherheit des Staates und seiner Bürger durch Sie, Herr Minister, hat mich tief gerührt.

Ein jeder ist verführt, bei solcher Gelegenheit nur die positive Bilanz aufzuzeigen, dabei die Passiva zu übersehen und schon gar nicht zu bewerten. Ich will nicht verhehlen, dass es trotz mancher, vielleicht auch zahlreicher Erfolge manche Woche gab, in denen das peinigende Gewissen nach Fehlern und Versäumnissen fragte, wobei nicht so sehr oder auch gar nicht der Schuldvorwurf wesentlich schien, sondern der bloße Mangel an Erfolg die Wertung des Handelns bestimmen sollte.

*Ein Dank scheint nicht mehr so selbstverständlich - der Dank an Gott.
Schwere, herbe Jahre des Krieges, Vertreibung aus der Heimat und zunächst hoffnungslose Nachkriegszeit - dann aber die Chance zu einer nur selten möglichen Entfaltung zu kommen - das habe ich meinem Schöpfer zu danken.
Dank schließlich diesem Lande, das als Konsequenz seiner liberalen Grundauffassung den zunächst Fremden akzeptierte und ihm die Möglichkeit bot, den höchsten Rang in der Polizei zu erreichen. Ich habe dies mit unbedingter Treue und mit eiserner Pflichterfüllung bis zum letzten Tag zu beantworten versucht. Aus dieser Bindung zu Baden-Württemberg will ich nicht mehr heraus.“*

Nach mir sprach der neue Inspekteur, Helmut Gerbert. Beim Erklingen der Nationalhymne meinte *Innenminister Dr. Roman Herzog* „es ist eigentlich schön, in einem Staat zu leben, der eine Nationalhymne hat, die man mit der Blasmusik spielen kann, aber auch im Streichquartett“.

Der Wechsel ins Privatleben

Der Zenit war überschritten. Wie werde ich dies verkraften, zumal ich mich sowohl geistig als auch körperlich gut fühlte?

Ein neuer Abschnitt des Lebens, der Lebensherbst war zu gestalten, zu bewältigen, ehe der Winter hereinbrach. Eine Aufgabe, von der ich glaubte, nicht genügend vorbereitet zu sein. Es war auch nicht mehr so viel vorgegeben. Aus vollem Galopp in einen ruhigen Schritt überzuwechseln, ist selbst für ein Pferd nicht immer einfach. Der Trab musste zunächst eingeplant und gestaltet werden. In meinem Kopf hatte ich gewisse Vorstellungen, die jedoch nicht sogleich verwirklicht werden konnten.

Haus und Garten versprachen Aufgaben, an die ich zunächst herangehen wollte. Ich wollte mich dem handwerklichen Basteln zuwenden, möglicherweise aber auch mancher Nachbereitung des dienstlichen Geschehens. Diese Unterfangen bedurften zunächst einer Phase des Ruhigerwerdens, des inneren Abstands. Die Feder wollte ich noch nicht aus der Hand legen, vielmehr - gerüstet mit einem reichen Erfahrungsschatz - zu gegebener Zeit oder aus gegebenem Anlass und aus dem Abstand betrachtet - gewisse Vorgänge und Phänomene kritisch beschreiben.

Es schien so, dass auch der folgende Lebensabschnitt von Freude und Glück bestimmt sein werde. Die Voraussetzungen waren doch ideal: Ein eigenes Haus mit schönem Garten in einer einmalig schönen Landschaft, ein Freundeskreis, der vieles gemeinsam unternehmen ließ, Gisela und ich frohen Muts und allem Anschein nach gesund. Dann aber auch eine intakte Familie mit netten, hoffnungsvollen Kindern und munteren Enkeln.

Man begann zu grübeln; man währte sich in der Nähe eines Endes, von dem man nicht wusste, wie es aussehen wird.

Die Bäume wachsen nicht in den Himmel

Eine wichtige Vorbemerkung

Noch vor einem Jahr hätte ich mich an das letzte Kapitel meiner Autobiographie nicht herangewagt, weil es von der Tragik einer Krankheit überschattet wird, die mich im Tiefsten getroffen hat und mich wohl nie mehr zur inneren Ruhe kommen lässt. Ich habe

daher mehrere Monate darüber nachgedacht, wie ich den richtigen Einstieg für eine angemessene Schilderung dieses Lebensabschnitts gewinnen kann.

Eine geistige Verwirrung meiner Frau, meiner Lebenspartnerin, der ich so vieles im Leben zu verdanken habe, ließ ermessen, wie glücklich meine Pilgerschaft bis dahin verlief. Nach Ursache und Schuld zu fragen, ist müßig, weil sich an den heutigen Gegebenheiten nichts mehr ändern lässt. Hat menschliches Versagen - auch das von Ärzten - dazu beigetragen? In vielen schlaflosen Nächten haben mich Gedanken gequält, die zu keinem Ausweg führten, bis ich zu dem Schluss kam, dass diese Herausforderung des Lebens weder durch Anklagen - auch gegen sich selbst - noch durch „Hättest du doch!“ zu bestehen ist vielmehr als Faktum der eigenen Wirklichkeit gesehen werden muss, eine Wirklichkeit, die einem auferlegt worden ist. Es kommt wohl nunmehr im Wesentlichen darauf an, unter dieser Last nicht zu zerbrechen, den möglichen Weg weiterzugehen und zu versuchen, das Leben dennoch weiterhin sinnvoll zu gestalten.

Ich will deshalb bei den weiteren Stationen der Beschreibung auch nicht mehr auf diese Erkrankung - Alzheimer- eingehen, weil sie keine Klärung oder auch Erklärung bewirken könnten, vielmehr nur Wunden eitern lassen würden, die doch heilen sollten, um dem Leben trotz allem noch ein paar schöne Seiten abzugewinnen. Und es gibt auch noch schöne Seiten.

Dieser Lebensabschnitt ist zweifellos nicht mehr so interessant wie die vorherigen. Des Tages Einerlei wird mehr und mehr zur Regel. Das Ende zieht - wenn auch scheinbar gemächlich und gelegentlich von heiterem Gewölk geschönt - herauf. Ich bin mir aber darüber im klaren, dass dies unwiderruflich der letzte Lebensabschnitt ist. Am Ende des Tunnels erscheint kein Licht mehr, vielmehr stehen dunkle Schatten davor; und bei allem Glauben und Hoffen bleibt eine Ungewissheit, wohin der Weg mündet.

Ein Abschnitt einer anderen Lebensgestaltung

Hat das Leben noch einen Auftrag an mich zu richten, kann es noch sinnvoll genutzt werden oder schiebt es mich auf ein totes Gleis ab? Diese Fragen kehrten immer wieder. Ich musste konkret versuchen, diesem Phänomen der quälenden Fragen nach Sinn und Inhalt eines Lebens im Alter zu begegnen. Viele hatten dies geschafft, einige jedoch nicht.

Den Freiraum neu und anders zu prägen, zu gestalten und auch zu genießen, schien der Gewinn des beginnenden Lebensabends zu sein, wovon ich mich allerdings noch überzeugen musste. Der Prozess währte Monate. Die Möglichkeit, in Haus und Garten gewisse Fähigkeiten des Ausformens und Verschönerns weiterzuentwickeln, ließ auf ein sinnvolles Nutzen der gewonnenen Zeit hoffen. Ich strebte darüber hinaus nach einer Beschäftigung, die mich nicht in eine totale Abhängigkeit zum bloßen Ausfüllen der Freizeit bringen durfte. Am Horizont wurden Möglichkeiten erkennbar, die jedoch noch der Reifung bedurften.

Das Loslassen von der Polizei ist nicht einfach

Die Fachhochschule für Polizei

Meine Auseinandersetzung mit Staats- und Verfassungsrecht, am eindrucksvollsten bestätigt durch mein Lehrbuch „Staatsbürgerkunde – Ein Leitfadent“, erschienen im Kohlhammer Verlag Stuttgart, aber auch meine noch in meiner Amtszeit gehaltenen Vorträge weckten das Interesse der Leitung der Fachhochschule Polizei in Villingen –

Schwenningen, mich jeweils in einem Semester als Dozenten einzusetzen. Und so war ich von 1980 bis 1983 zweimal in der Woche in Maria Tann, einem Provisorium bis zur baulichen Fertigstellung der Fachhochschule in Schwenningen, um den Kommissarsanwärtern das notwendige Wissen auf diesem Gebiet zu vermitteln. Mit viel Freude und Engagement ging ich an diese Aufgabe, die mir keineswegs fremd war. Ich konnte die praktischen Bezüge aus einer reichen Erfahrung herausfiltern und erfuhr – so glaube ich – dank der anschaulichen Darstellung des Stoffes auch viel Anerkennung.

Der wachsende zeitliche Abstand zur polizeilichen Praxis ließ es dann geraten erscheinen, mich aus diesem Feld zurückzuziehen. Dies galt insbesondere für meinen Anteil an der Meinungsbildung in der Polizei.

Obwohl mich manche Entwicklung irritierte, habe ich nach einigem vergeblichen Bemühen lieber den Mund gehalten und das Tintenfass unberührt stehen lassen, wengleich die Finger juckten. Insbesondere ein Artikel "Aus dem Abstand betrachtet", erschienen in der Monatszeitschrift der im Beamtenbund organisierten Polizeigewerkschaft, erregte viel Unmut, weil ich einige überzogene Forderungen der Gewerkschaft geißelte und überdies ihre ablehnende Position zu Ausrüstungsfragen der Polizei kritisierte. Aber ohne politische Bezüge wollte ich nicht bleiben.

Die Neunzigerjahre

Eine dem Älterwerden angepasste Einstellung zum Leben lässt den Blick immer häufiger und intensiver nach rückwärts richten, so, als ob die Zukunft keine große Bedeutung habe. Das Geschehen um den älteren Menschen verstärkt diese Tendenz, die unausweichlich scheint. Gedenken, Jubiläen, runde Geburtstage werden das Wesentliche; von Neubeginn, Gestalten und Formen oder auch Einfluss nehmen ist kaum mal die Rede. Ein Selbstlauf zum irdischen Ende hat eingesetzt. Das Warten wird zum wesentlichen Element, das auch zur Sinnlosigkeit des Lebens des Menschen im Alter führen kann.

Deshalb muss man sich gegen eine solche Tendenz stemmen; es sei denn, man resigniert oder wird gar Fatalist. Die Gefahr, einfach alles laufen zu lassen, ist groß, insbesondere wenn man den Partner nicht mehr hat.

Ich hatte meine Kinder, meine Enkel und meine Freunde, die diese Gefahr einschränkten. Und doch musste ich an langen einsamen Abenden auf der Hut sein, nicht völlig der Melancholie zu verfallen.

Dabei hat mir - darüber werden sich manche wundern - auch die Auseinandersetzung mit der Technik, vornehmlich mit dem Computer und damit der modernen Kommunikationstechnik geholfen, die mich

Und doch ist dies allein keine komplette Lösung und kein Konzept, den altersbedingten Irritationen zu begegnen. Es gehört auch das bewusste Bemühen dazu, dem Leben einiges an Schönem abzugewinnen. Und so wandte ich mich wiederum den durch die Musik vermittelten Freuden zu - leider nur in passiver Form. Konzert, Oper, Theater sorgten in des Tages Einerlei für Momente des Atemholens, des Besinnens.

Wiedersehen mit Kreta

Auf jeden Fall muss ich die Reise nach Kreta erwähnen. Hapimag besaß eine Anlage an der Südküste in Damnoni. Von Stuttgart aus flog ich am 28. April 1995 mit *Gisela* nach Heraklion; es war sicherlich ein Wagnis, sie mitzunehmen. Bescheiden erschien im Nachhinein der zu entrichtende Tribut: Es blieben lediglich ihre dritten Zähne im Palast des Knossos, und dann musste ich sie einmal suchen, wobei ich das Labyrinth, den

Irrgarten des Minos in den kretischen Gefilden, mit dem Geschehen in Zusammenhang brachte.

Mein wichtigstes Anliegen und eigentlicher Grund meiner Reise war, den Flugplatz Maleme aufzusuchen, wo ich am 20. Mai 1941 - also 54 Jahre vorher - in einem Verband von JU 52 - Maschinen Fallschirmjäger absetzte, die damals in großer Zahl direkt in den Tod sprangen. Im Bericht über meine Kriegserlebnisse habe ich Einzelheiten dieses dramatischen Geschehens auf Kreta berichtet, weshalb man verstehen kann, dass ich diesen 20. Mai 1941 und Maleme nie vergessen kann.

Der Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge hat in der Nähe von Maleme, 20 km westlich der Hafenstadt Chania, auf einem bei der Luftlandung 1941 stark umkämpften Hügel eine würdige Ruhestatt für die fast viereinhalbtausend gefallenen Fallschirmjäger angelegt.

Beim Anblick dieser Stätte sinnlosen Sterbens und sinnloser Opfer überkamen mich Trauer und tiefes Mitgefühl. Junge hoffnungsvolle Männer in meinem Alter, die für ein wahnwitziges Unternehmen ihr Leben lassen mussten. Welches Glück ich doch hatte!

Weit reicht von dort aus der Blick auf die tiefblaue Bucht von Chania, nach Süden steigt das Ida-Gebirge bis zu 2450 m an. Natursteinplatten mit Namen und Lebensdaten von je zwei Gefallenen kennzeichnen die Gräber. Ich sah Besucher, die ihre Angehörigen suchten und auch fanden; ich vernahm ihr Schluchzen mit der vermutlichen Frage auf ihren Lippen: Wofür?

Auf einer Bank unter einem Olivenbaum hing ich diesen Fragen nach und fand keine Antwort. Und doch konnte ich mit diesem Besuch ein Kapitel abschließen, das mir aus der Kriegszeit am stärksten in Erinnerung geblieben ist und mich in Gedanken häufig dorthin führte. Weshalb musste unsere Generation diese Erfahrung machen?

Die Plagen des Alters

„Man sollte nicht alt werden“, so äußert man sich immer öfter, wenn man der kleinen Zipperlein bewusst wird oder alte Menschen erlebt, die unter ihren großen oder kleinen Gebrechen leiden. Ich habe dabei einige alte Bekannte vor Augen, deren Schicksal ich nicht teilen möchte und lieber das Sterben vorzöge. Aber, wer weiß, wie man sich in einer solchen Situation verhalten würde. Vielleicht ist der Wille zu leben, stärker als das Leid, das man auf sich nehmen muss.

Im Spätsommer 1997 stellte sich ein Zustand meines Körpers ein, der den Bewegungsablauf beeinträchtigte. Das Spazierengehen und Wandern in der freien Natur war für mich doch stets ein wesentlicher Inhalt der Freude an dieser Welt. In wachsendem Maße entstand ein Zwang, den Kopf hängen zu lassen, wodurch das Gehen immer schwieriger wurde. Es machte keinen Spaß mehr, auf den Beinen zu sein. Kopf, Hals und der obere Schulterbereich schienen davon betroffen.

Die Zeitreise nähert sich ihrem Ende

Ein langes Leben - acht Jahrzehnte - liegt hinter. Ich war bemüht, mit den Schilderungen die Facetten eines reichen, von Tiefen und Höhen gekennzeichneten Lebens aufzuzeigen und zugleich ein Stück Geschichte zu verdeutlichen, die ich unmittelbar erlebt habe. Vielen ist es ähnlich ergangen; und doch entspricht ein jedes Leben der Einmaligkeit eines jeden Menschen. Insoweit haben sich die Mühen gelohnt, um bei Kindern und Enkeln und ihren Nachkommen mit diesem Bericht eine Brücke zu ihrer Welt, einer Welt im dritten Jahrtausend zu schlagen, die so ganz anders sein wird als unsere.

Aber eine leidvolle Erfahrung will ich auf jeden Fall auf den Weg geben: Neben der Freiheit ist der Frieden das höchste Gut, um das wir bemüht sein, gegebenenfalls auch dafür eintreten müssen. Es muss nicht jede Generation erst durch Blutzoll zu solcher Erkenntnis vorstoßen. Jeder Form und jedem Ausdruck von Radikalismus, von Nationalismus muss man entschieden begegnen. Dazu gehört aber auch das Toleranzgebot, dazu gehört die Achtung der Würde des Menschen in seiner Einmaligkeit.

Mein Leben war - selbst unter Berücksichtigung der Erkrankung meiner Frau, die wie ein langer Schatten auf dem Lebensherbst lastet - von viel Glück und Segen umgeben, mit Gottes reicher Gnade beschenkt. Deshalb sollte ich dem höchsten Wesen dankbar sein, das mir einen lebenswerten Weg öffnete und viel persönliche Entfaltung gestattete. Vielleicht können meine Enkel diesem langen Weg durch das Gestrüpp einer wechselvollen Zeit manches entnehmen, was sie nie entmutigen, was sie die gesteckten Zielen nicht aufgeben lässt. Es wäre schon viel erreicht, wenn dieser Versuch einer Biographie eine solche Wirkung befördern sollte.

Einige sehr persönlich gehaltene Wertungen sollten in ihrem Ergebnis keinesfalls als abschätzig oder gar Diskriminierung empfunden werden. Sie entsprangen meinem Empfinden in bestimmten Situationen, die ich zu meistern hatte, wenn ich der Verantwortung gerecht werden wollte.

Menschen waren es, die mein Leben reich gemacht haben, Begegnungen mit Menschen, die meinen Weg nicht nur kreuzten, sondern auf ihn mittelbar oder auch direkt Einfluss nahmen, manchmal ihn auch schwerer werden ließen, als er ohnehin auf weiten Strecken war.

In meinen aktiven Jahren habe ich mich von Ideen leiten lassen, die, soweit sie mit meinem Beruf zusammenhingen, mich beflügelten, bestimmte Vorhaben anzugehen und durchzusetzen. Dies hat mir Erfolge eingebracht, hat mir Wege erschlossen, die ich kaum jemals erahnen konnte oder auch nur zu erträumen wagte.

Heute sind neue Ideen im Blick auf das eigene Leben kaum noch von Bedeutung. Auch wenn diese Art der Lebensbewältigung wenig beispielhaft scheint, so entspricht sie doch wohl im Wesentlichen dem Verhaltensmuster des altgewordenen Menschen, auch wenn ich mich noch gar nicht so alt dünke. Aber ein wenig müde bin ich schon.

Wenn ich am Ende dieser Beschreibung eines langen Lebens noch die Wünsche nennen will, deren Erfüllung ich von der Zukunft erhoffe, dann diese:

Meinen Kindern wünsche ich Gesundheit, Freude und Zufriedenheit, meinen Enkeln darüber hinaus die Fähigkeit, die sicherlich schwieriger werdenden Situationen - insbesondere des Berufslebens - zu meistern, sich nicht in der Globalisierung und weltumspannenden Kommunikation zu verlieren, vielmehr die Orientierung an den christlichen Grundideen zu suchen und auch zu finden und damit den Eigenwert der Persönlichkeit zu erhalten.

Gisela und mir wünsche ich schließlich ein würdiges Ende dieses schönen, aber auch schweren Lebens und ein Wiedersehen in einer besseren Welt